

# Die Gartenlaube

1932. Nr. 37  
Berlin, 15. September

Pf. zuzüglich ortsbl.  
Zustellungsgebühr  
Moschen. 10 cents U.S.A.



Öhliche Fahrt  
Aufn. Dr. Paul Wolff



# Vom Ohr zum Herzen

Mutter Erka. Sie haben Mißstimmigkeiten mit Verwandten, weil Sie nach deren Ansichten Ihre Kinder nicht richtig erziehen, und da auch Ihr Mann sich von den Vorwürfen beeinflussen läßt, hat jeder Besuch bei diesen Verwandten häuslichen Unfrieden zur Folge.

Hier kann ich Ihnen nur raten: Schränken Sie diese Besuche so viel wie möglich ein! Denn wenn diese Verwandten verlangen, daß drei Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren still und artig dabeisitzen, wenn Erwachsene stundenlang Kaffee trinken, wenn die kindlichen Versuche, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, weil die Unterhaltung der Großen für die Kleinen höchst langweilig ist, als Anmaßung und Unmanier gedeutet werden, zeugt dies von solchem Mangel an pädagogischem Verständnis, daß jede Aussprache ergebnislos bleiben dürfte. Sie haben auch völlig recht, wenn Sie es für eine Taktlosigkeit der Erwachsenen erklären, daß diese verlangen, die Kinder sollen auf Kommando mit freundlicher Liebenswürdigkeit „etwas zum Besten geben“. Mit kleinen Kindern bei Erwachsenen zu sein, die für diese kein Verständnis haben, ist für jede Mutter eine wahre Qual und für die Kinder die beste Möglichkeit, tatsächlich ungezogen zu werden. Schon aus dieser Erfahrung heraus hätte Ihr Mann die Pflicht, zu Ihnen zu stehen.

L. K. Sie sind 22 Jahre alt, beruflich tätig und leben seit einem Jahr in glücklicher Ehe, deren Harmonie nur durch eine Eigenschaft Ihres Gatten getrübt wird, durch seine Eifersucht.

Ich habe mich an dieser Stelle des öfteren über das Thema Eifersucht äußern müssen und möchte Sie zuerst auf Heft 23/1931 der Gartenlaube hinweisen, worin ich Grundsätzliches zu der Frage gesagt habe. Vielleicht geben Sie meine damalige Antwort Ihrem Mann einmal in einer guten Stunde zu lesen. Nun will ich aber auch auf die Einzelheiten Ihres Falles eingehen. Daß Ihr Gatte Ihnen verbietet, in Gesellschaft seiner eigenen Schwestern baden zu gehen oder auch nur Spaziergänge zu machen, ist ein wirkliches Unrecht; ebenso das Verlangen, Sie sollen nur hochgeschlossene Kleider tragen, noch bei der größten Hitze. Was für seltsame Vorstellungen von Anstand, und ich möchte beinahe sagen, was für häßliche Erfahrungen müssen hier zusammenkommen, wenn ein 27jähriger Mann schon im ersten glücklichen Ehejahr seiner Frau, die mitarbeitend als treuer Kamerad an seiner Seite steht, so wenig Vertrauen entgegen bringt! Und wenn dieses Mißtrauen so weit geht, daß er grollt, wenn Sie während seiner Abwesenheit Ihre Eltern besuchen, dann ist seine Eifersucht bereits in einem Stadium angelangt, wo es für ihn höchste Zeit ist, dagegen anzukämpfen, wenn er nicht das Glück seiner Ehe ernstlich gefährden will.

Geben Sie die Versuche, sich in Güte mit ihm auszusprechen, nicht auf! Gerade wenn er eine pessimistische Anschauungsweise hat — und sein Mißtrauen ist ja nichts anderes — müßte er wenigstens eins erkennen: auch die strengste Zurückgezogenheit vergangener Zeiten, die schärfste Überwachung und selbst die Gefahr der Strafe hat jene Frauen nicht zurückhalten können, die verbotene Wege gehen wollten. Ganz andere Waffen sind es, mit denen man kämpfen kann, um einen Menschen ganz an sich zu binden. Ein starkes Bollwerk ist die Liebe, und erst, wenn diese durch Kleinlichkeit, durch Mißtrauen, durch unnötige Quälerei und Engherzigkeit Glanz und Macht verliert — erst dann wird fremdem Einfluß Sinn und Herz geöffnet sein. — Aus Ihren Zeilen spricht eine sehr ehrliche treue Liebe; halten Sie daran fest, dann wird sie Ihnen auch Wegweiser sein, wie Sie der Schwierigkeiten Herr werden können. Und vergessen Sie nicht: Einen Fehler hat jeder Mensch, einen Schatten trägt jedes Glück.

Es würde mich freuen, zu erfahren, ob ich Ihnen mit meinem Brief helfen konnte.

Ausland. Sie leben im Ausland und unterstützen Ihre in Deutschland lebenden Verwandten. Ihre Frage lautet: Kann eine Familie von sechs Köpfen mit einer monatlichen Unterstützung von Mk. 250.—, für welche außerdem die Miete extra bezahlt wird, auskommen?

Es ist nicht leicht, hierauf eine klare Antwort zu geben, denn Ihre Frage ist eine relative. Zunächst müßte man sagen, unbedingt kann die Familie damit auskommen, denn unendlich viele Familien „können“ heute mit weniger auskommen, weil sie müssen. Es kommt dabei auch auf Gewohnheit, Erziehung und Fähigkeiten an, und es fragt sich, wie weit Sie als helfende Verwandte diesen Faktoren Rechnung tragen wollen. Wenn die Summe von Mk. 250.— nur für das Haushaltsgeld langen muß, so können sich sechs erwachsene Personen bescheiden aber ausreichend damit beköstigen. Schwierig wird es schon mit Anschaffungen und Instandhaltung des Besizes. Andererseits muß aber anerkannt werden, daß eine freiwillige Unterstützung in dieser Höhe bei der heutigen allgemeinen Wirtschaftslage eine sehr beträchtliche Hilfe darstellt, und wenn Ihr eigenes Geschäft unter der Krise zu leiden hat, wäre es töricht von Ihren Verwandten, wenn sie durch gesteigerte Forderungen die Dauer der Unterstützung in Frage stellen. Ohne die augenblickliche Überbelastung des Arbeitsmarktes zu verkennen, müßte man aber doch annehmen, daß wenigstens einer oder der andere von sechs Personen durch einen selbst geringen Verdienst zum allgemeinen Unterhalt beitragen könnte. Hierzu kann ich aber schwer etwas Endgültiges sagen, da ich die Verhältnisse der zu unterstützenden Familie nicht kenne und keinem Unrecht tun möchte. Die von Ihnen gebotenen Mk. 250.— sind aber in jedem Fall eine Basis, von der aus die Familie den Kampf um die Existenz ganz anders führen kann, als es der Mehrzahl aller arbeitslosen Menschen heute möglich ist.

## JOHN GEORGE HAGENBECK Mit Indiens Fahrendem Volk

Ein Buch von eigenem Reiz — exotische Reiseerlebnisse nicht aus fremden, sondern aus europäischen Ländern, die John George Hagenbeck, ein Sproß der bekannten Tier-Händler und -Fänger-Familie, mit seiner Völkerschau bereiste. Frisch und natürlich gibt Hagenbeck ein Bild der erlebnisreichen Reisen, ohne sich selbst in den Vordergrund zu stellen. Und durch diese Bescheidenheit werden das einzigartige Buch und sein Verfasser besonders sympathisch!

Mit 35 Tafelbildern / In Ganzleinen 4 Mark  
In allen Buchhandlungen

VERLAG SCHERL • BERLIN



Die „Gartenlaube“ erscheint wöchentlich einmal, überall erhältlich. Bestellungen in allen Buchhandlungen, Scherl-Filialen und beim Verlag. Durch die Post 1,30 Mark monatlich, Ausgabe B (mit Versicherung) 1,75 Mark monatlich einschl. 12 Pf. Postgebühren. Hierzu 6 Pf. Bestellgeld. Die Einstellung der „Gartenlaube“ in den Zeitkiosk darf nur mit Zustimmung des Verlages erfolgen. Anzeigenpreis 1,20 Mark die 5-gespaltene Millimeter-Zeile. Seitenpreise und Rabatt nach Tarif. Annahme in allen Geschäftsstellen und Generalvertretungen der August Scherl G. m. b. H. Hauptschriftleitung: Heinz Meisinger in Berlin. In Österreich für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr, Wien, Dorgasse 4. Für den Anzeigenteil verantwortlich: A. Pientz in Berlin. — Nachdruck verboten. — Samtliche für die Schriftleitung, den Verlag und die Anzeigenabteilung bestimmten Einblendungen sind zu richten nach Berlin SW 68, Zimmerstraße 35-41. — Sprechzeit der Schriftleitung (Eingang im Neubau Kochstraße) nur Dienstag bis Freitag 11-1 Uhr. Verlag Ernst Reil's Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin und Leipzig. Druck: August Scherl G. m. b. H., Berlin.



## Riesenaufmarsch des Stahlhelm in Berlin



Zu dem 13. Reichsfrontsoldatenappell auf dem Tempelhofer Feld hatten sich etwa 180 000 Mann eingefunden. Der glänzend organisierte Vorbeimarsch der Wehrverbände dauerte über 8 Stunden und hinterließ einen großartigen Eindruck deutscher Zucht und deutschen Wehrwillens

Oben:

Unter klingendem Spiel und Fahnen marschierten endlose Stahlhelm-Kolonnen an den Bundesführern Seldte und Duesterberg vorbei

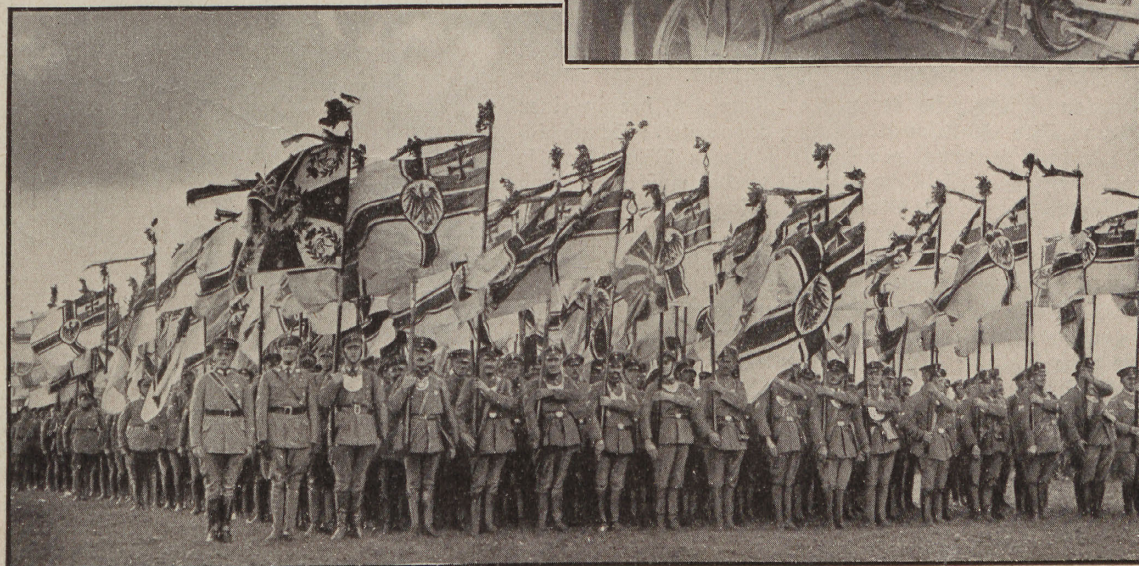
Rechts:

Reichskanzler v. Papen begrüßt die Kriegsbeschädigten



Unter den zahlreichen offiziellen Vertretern befand sich auch Generalfeldmarschall von Mackensen

Aufnahmen Schierl

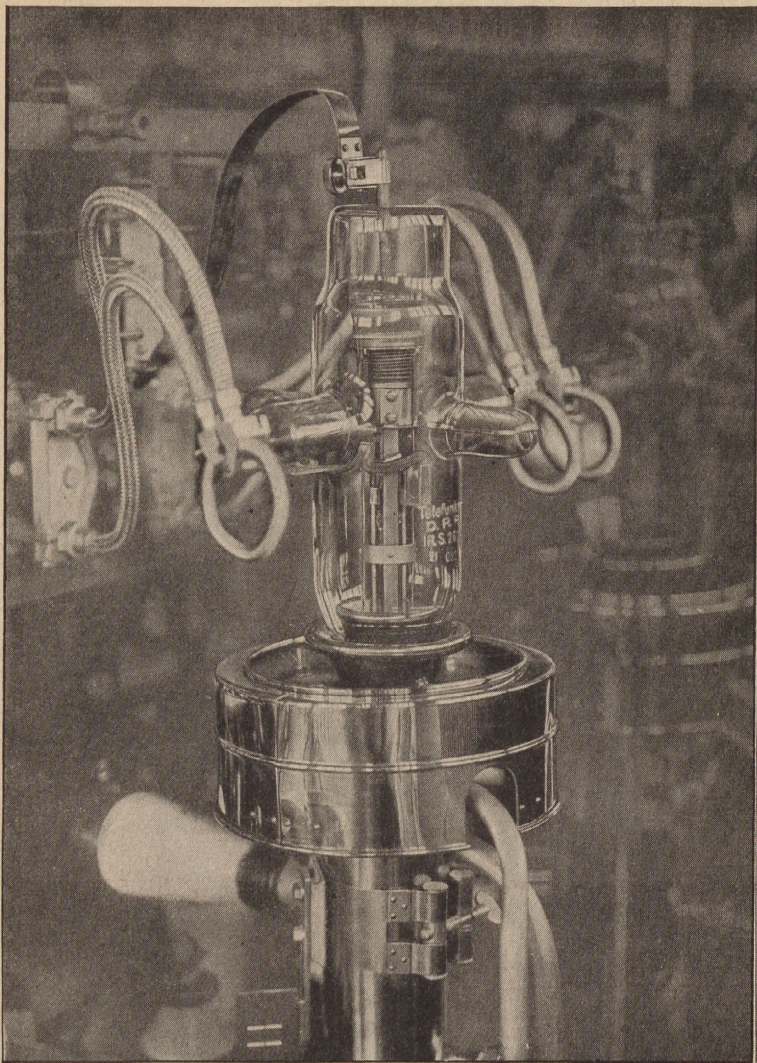


Rechts:

Die Fahngruppe mit den neuweihten Bannern



# Großsender Breslau

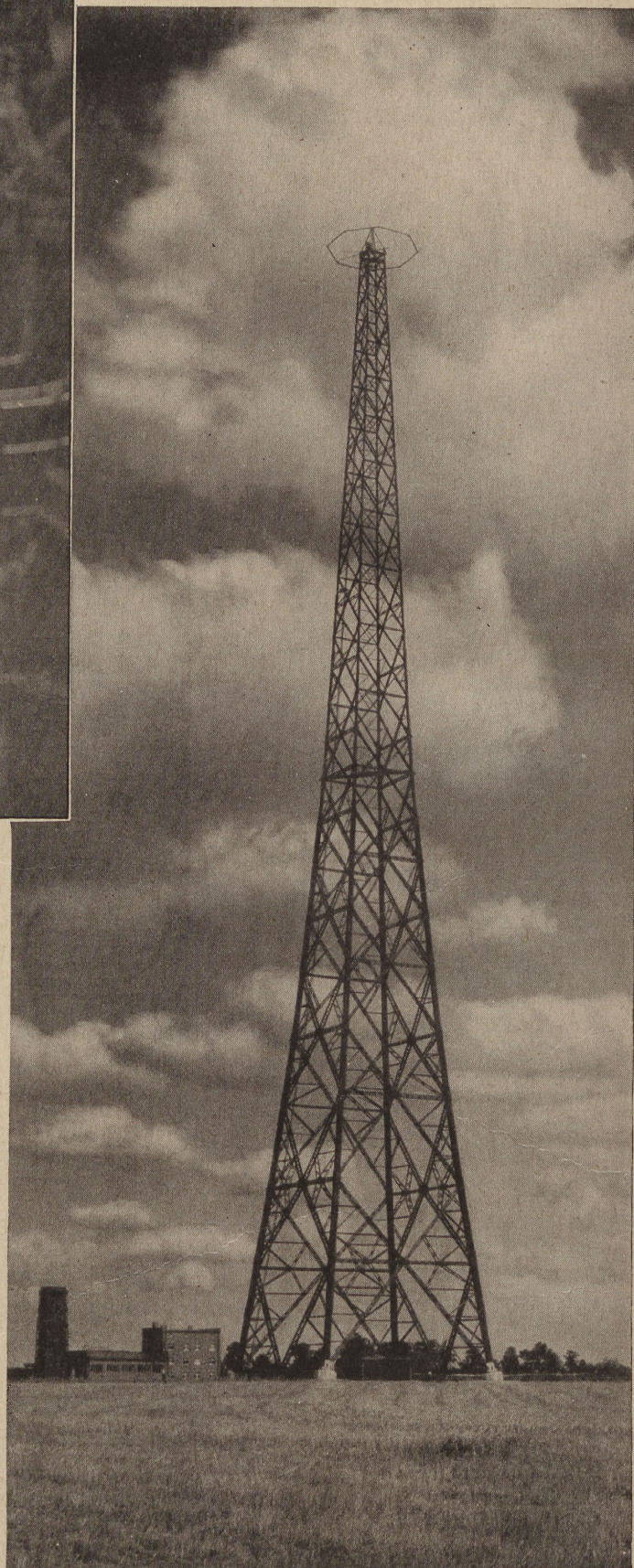


Das ist die neue 150-Kilowatt-Sender-Röhre, die 15 Röhren älterer Type ersetzt

Wir hören seit einigen Tagen auf der Kondensatorskala unseres Empfängers, ungefähr 8 Grad unter dem Mühlackerer Sender, den neuen Großsender Breslau, Welle 325 Meter. Es fällt auf, daß der Signalschwund, der in den Abendstunden bei fast allen fernen Sendern den Empfang beeinträchtigt, beim Sender Breslau viel geringer ist, als wir dies sonst bei fernen Sendern gewöhnt sind. Die Lautstärke von Breslau ist abends noch in 300 Kilometer Entfernung fast ebenso groß wie die des Lokalsenders, so daß man mit diesem Ergebnis nicht bloß zufrieden sein kann, sondern feststellen darf, daß dieser Großsender an Reichweite und „Modulationsgüte“ die bisherigen deutschen Großsender ganz erheblich übertrifft.

Breslau ist der erste der neuen Altherriesen, der in einer einzigen Röhre 150-Kilowatt Leistung verarbeitet, während bisher für diese Leistung gewöhnlich fünfzehn Röhren mit je zehn Kilowatt Einzelleistung eingesetzt werden mußten. Warum der Signalschwund bei Breslau so gering ist, versteht man, wenn man die neue Senderantenne kennt. Sie ist auf einem 140 Meter hohen Holzgittermast — dem höchsten Holzturm der Welt — aufgehängt und trägt oben einen Bronzering von vierzehn Meter Durchmesser, der weitere vierzig Meter Turmhöhe erspart. — Alle bisherigen Sender brauchten zwei Masten. Diese neue Antenne ist die sogenannte „fadingfreie Antenne“ von Telefunken. Messungen haben gezeigt, daß die maximalen Schwankungen der Empfangsenergie mit der neuen Antenne abends nur 1:3 betragen, während sie bei gewöhnlichen Rundfunkantennen in der gleichen Entfernung bereits 1:30 ausmachen. Die „Einturm-Antifading-Antenne“ scheint sich nach den bisherigen Beobachtungen ausgezeichnet zu bewähren.

Kpr.



Die neue „Einturm-Antifading“-Antenne von Telefunken verhindert beim Breslauer Großsender die abendlichen Lautstärkeschwankungen



# Studenten bauen eine Strasse



Arbeit am Einschnitt der neuen Straße ohne Verwendung erleichternder Maschinen

Die Not der Zeit hat in besonderem Maße auch unsere akademische Jugend erfasst. Gerade die Kreise, welche traditionell am akademischen Beruf festhalten, sind von der Krise so betroffen, daß der Studentenwechsel meist unter das Existenzminimum hinabgedrückt ist, wenn er nicht völlig fehlt. Andererseits sind die Möglichkeiten für den Studenten von früher, sich sein Studium selbst zu verdienen, so gut wie verschwunden. Welche Familie kann sich noch einen Nachhilfelehrer für die Kinder leisten?

Aber die akademische Jugend hat mit dem gesunden Optimismus und der Spannkraft des 3. Jahrzehnts den Kampf gegen das Schicksal aufgenommen. Der Begriff des „Werkstudenten“, der einst als verschwommen-romantische Erwerbsform aus Amerika zu uns herüberdrang, des Werkstudenten, der sich während der Ferien — gleichviel in welcher Fabrik — oder durch landwirtschaftliche Arbeit — die Mittel für das Semester verdiente, ist bei uns schon seit Jahren heimisch geworden. Aber auch diese Quelle ist durch die allgemeine Arbeitslosigkeit versiegt. Wo Kurzarbeit und Entlassung von Woche zu Woche zunimmt, hier ist für den Werkstudenten kein Platz mehr.

So blieb nur noch die Schaffung der eigenen Organisation, die für Bayern der „Kreis Bayern der deutschen Studentenschaft“ in die Hand nahm. Die Notverordnung über den freiwilligen Arbeitsdienst kam zu Hilfe, mit den hieraus fließenden Mitteln konnte die studentische Organisation wagen, unter ihrer Haftung für den finanziellen Ausgang ans Werk zu gehen.

Das erste große Unternehmen dieser Art wurde das Arbeitslager in Arrach im Bayerischen Wald,



Das Messen der genauen Höhe erfordert alle Aufmerksamkeit



Sprenglöcher werden in die Felsen gehauen

wo die Straße Arrach-Großmühle vom Gemeindegeweg zur modernen Straße auszubauen war. 120 Studenten von allen bayerischen Hochschulen sind am Werk, 30 Arbeitslose der umliegenden Gemeinden wurden mit einbezogen, die technische Aufsicht führt ein Beamter des staatlichen Kulturbaurats. Da die technische Hochschule besonders stark vertreten ist, sind fachlich vorgebildete Kräfte reichlich vorhanden, nicht aber Kräfte, die mit Hacke und Schaufel ausgebildet und an Schwerarbeit in der Sonnenglut gewöhnt waren. Aber der Fanatismus der sportlich durchgebildeten Jugend überwand





Auf dem Heimmarsch nach 8stündiger strammer Arbeit ist die Ermüdung wohl zu merken, aber die gute Laune hat nicht gelitten, geht es doch dem Mittagessen und dem freien Nachmittag entgegen

auch dieses. Nur eines mußten sie lernen; sich in den ersten Arbeitsstunden des Tages nicht zu sehr auszugeben, sondern mit den Kräften hauszuhalten, um die acht Arbeitsstunden durchhalten zu können, zumal da die schwere Arbeit durch keinerlei Maschinen erleichtert wird.

Die Sommerhitze und der weite Weg zur Arbeitsstätte zwingen, die ganze Arbeit auf den Vormittag zu legen, der Nachmittag ist dem Sport oder Exerzieren sowie der Instandsetzung der Sachen und der Ruhe gewidmet. Eine der 16 Sektionen hat stets den inneren Lagerdienst, um alles in Ordnung zu halten, eine zweite die Wache, vierzehn rücken zur täglichen Arbeit aus.

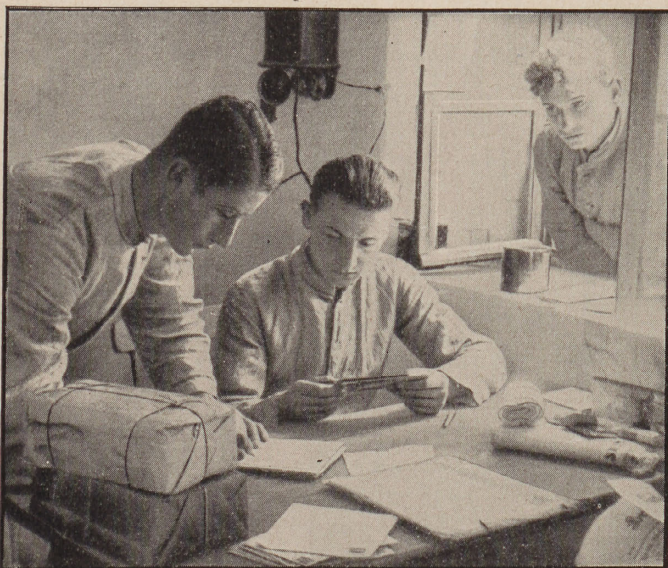
Das Arbeitsprogramm, die Trace in zwei Monaten fertigzustellen, erfordert Anspannung aller Kräfte, wofür eine militärisch aufgezogene Disziplin unerlässlich ist: Die Meldungen der Mannschaft an ihre Sektionsführer und von diesen an die leitenden Stellen erfolgen mit herzerfreuender Strammheit, kein

Drill, aber Disziplin, die dem jungen Mann ohne Militärdienst von heute sehr zu seinem Nutzen in dieser Erbschaftsform beigebracht wird. Sobald der Dienst beendet ist, herrscht eine Kameradschaftlichkeit, die frei von dem Hader und den Diskussionen der politischen Parteien gehalten wird, da das Arbeitslager unpolitisch ist und alle Parteien von den Nationalsozialisten bis zu den Sozialdemokraten umfaßt. Frühzeitig am Abend macht sowieso die Müdigkeit ihr Recht geltend, und nur der Samstagnachmittag und Sonntag bedeutet mit seinen Ausflügen auf die Gipfel des Bayerischen Waldes eine Loslösung aus der Gleichform der Arbeitstage.

Das Lager ist in einer zum Teil stillliegenden Fabrik untergebracht und hofft, ohne Zuschuß der studentischen Organisation abschließen zu können. Der Staat zahlt für Mann und Arbeitstag bei den Arbeitslosen RM 1,50 bis RM 2,—, bei den Studenten je nach der Höhe des Monatswechsels von nichts bis RM 2,—. Die ausgezeichnete reichliche Verpflegung hat die „Menfa“ der Münchener Universität übernommen, die in der Arbeit von der „Kolonie vom Arbeitsdienst“ unterstützt wird, sie kostet nicht mehr, als daß noch gleichmäßig 50 Reichspfennig an jeden

Teilnehmer ausgezahlt werden können. Sicher kaum ausreichend für Bier und Zigaretten, aber der Teilnehmer hat ja auch in dieser Ferienzeit die Kosten des Unterhaltes gespart, hat eine neue Arbeits- und Lebensform kennengelernt, seine Gesundheit gefördert und mitgewirkt an dem großen nationalen Werk.

Es ist zu hoffen, daß das Beispiel der bayerischen Studentenschaft über die Grenzen des einen Landes hinauswirkt und in den weiten Gebieten des großen Vaterlandes eifrige Nachahmung findet. Abgesehen von dem wirtschaftlichen Nutzen, den der einzelne wie die Gesamtheit aus solcher freiwilligen Betätigung erntet, ist auch die sittliche Seite nicht zu unterschätzen. Stramme Zucht mag das Fehlen militärischer Dienstpflicht bei unseren Jungleuten zum erheblichen Teil ausgleichen, und die Verbannung parteipolitischen Zwistes bei zweckbewußter Arbeit und kameradschaftlichem Zusammenleben wird eine segensreiche Brücke über soziale und weltanschauliche Gegensätze schlagen.



Die Wache sortiert die Post, die sehnsüchtig erwartet wird



Die Wäsche am Bach muß jeder selbst besorgen

Text und Aufnahmen von Dr. F. Weber



# Die Gartenlaube



„Die Welt der Frau“  
„Vom Fels zum Meer“

\*

Illustriertes Familienblatt

\*

Begründet im Jahre 1853  
von Ernst Keil in Leipzig

## Die Frau ZWISCHEN Noch und Schon

ROMAN VON HANS RICHTER

1. Fortsetzung

Copyright 1932 by Ernst Keils Nachf. (August Scherl) G.m.b.H., Berlin

Kurz entschlossen klinkte Rena die Tür eines Reisebüros auf. Und, mit dem gleichgültigsten Gesicht, als mache sie jedes Jahr ihre Frühlingsreise nach dem Süden: „Ich möchte Prospekte über Palma di Mallorca haben und die besten Verbindungen wissen.“

Der junge Mann musterte sie. „Man kann auf zwei Wegen fahren. Der schnellste, wenn auch der teuerste —“  
„Mir kommt es auf den schnellsten Weg an.“

Der Beamte machte sich nicht viel Kopfzerbrechen. Es gab merkwürdige Fälle: Warum sollte das junge Ding da nicht auch die internationalen Expresszüge bezahlen können? „Am bequemsten fährt man mit dem Nord-Express nach Paris, dann mit dem Train bleu nach Barcelona und von da in einer Nacht mit dem Salondampfer nach Palma. Die Schiffe sind teuer, aber komfortabel“, setzte er noch hinzu.

Und auf dem Heimweg in ihre Studentenbude gingen Rena alle Begriffe durcheinander: Nord-Express — Train bleu — Salondampfer — Palast in Palma. Und sie fürchtete, daß dies doch noch alles, wie eine Fata Morgana, plötzlich vergehen könne . . .

In den Tagen, die nun folgten, war sie kaum noch sie selbst. Sie stand zwischen den verschiedensten Meinungen, und es riß sie hin und her.

Besonders Leo Persenn machte es ihr nicht leicht. Natürlich war er gleich am ersten Abend auf ihrer Bude gewesen, und sie hatte beichten müssen. Wenn sie nur selbst so ganz sicher gewesen wäre —! Aber den Nachmittag über hatte sie vor ihrem Kleiderschrank gestanden. Ein paar Sommerfähnchen hingen da, und weiße Hemdblusen hatte sie genug. Das genügte für die Hochschule, und draußen im Sportforum trug man den Trainingsanzug oder überhaupt nur ein Trikot. Aber in Palma? Man hätte ein Teekleid haben mögen, etwas für den Abend.

Leo war stur und blieb stur. „Selbstverständlich lehnt du ab! Wie denkt sich denn dieser Mensch das? Eine Studentin, die nächstens ihr Examen machen will, die kann

man doch nicht ein ganzes Semester herausreißen! Dazu noch mitten aus den Vorlesungen!“

„Hansing repetiert nur noch.“

„Ach, was: Hansing! Das ist nicht der einzige! Der ist genau so verbohrt wie du: Wenn du zu dem hingehst, gibt er dir das bißchen, was am Semester noch fehlt, im voraus schriftlich. Hat sich ja auch sein Leben lang herumgetrieben. Aber wo es auf Formeln ankommt und auf positives Wissen, was machst du denn da?“

Rena mußte lachen. „Das hole ich später nach.“

Irmchen war praktischer und nüchterner. „Klar, daß du annehmen mußt! Und klar, daß wir dir helfen! So eine Chance und dann zurückzoppen? Kommt gar nicht in Frage! Wie, Joseph?“

Joseph Hartogg grunzte seine Bejahung, wie er das immer tat, wenn Irmchen etwas wollte.

„Siehste: Joseph sagt's auch! Hör nur nicht auf Leo! Ich hab' noch was auf dem Sparkassenbuch; das geben wir dir, leihweise natürlich, und du verzinst es uns. Die Sparkasse gibt vier — nein, warte mal, viereinhalb — oder doch vier? Ich werd' noch mal nachsehn. Ist eine gute Kapitalsanlage; denn dann kann ich's im Sommer nicht selbst abheben. Und wenn du durchaus willst, verpfändest du mir deinen Anteil an dem Paddelboot. Aber Kleider mußt du haben! Gerade im Ausland darf man sich nicht blamieren; die Leute denken da anders.“

Fips Benndorf war dagegen. „Zuerst einmal nimmst du natürlich Vorschuß. Diese Generalin — wie heißt sie eigentlich?“

„Doña Carlota Gallas de Comasema.“

„Den Namen hast du ja schon ganz hübsch auswendig gelernt. Ist wohl Adel?“

Rena erklärte, daß es in Spanien Sitte sei, daß Frauen ihren Mädchennamen beibehielten und den des Mannes dazusetzten.

Das fand Fips ohne Grund komisch. „Na, Irmchen



Freihoff de Hartogg — wie wär's? Klingt nicht, wie? „Ganderer“ klingt auch nicht schöner!“

Leo fand das albern, und Fips ging darüber zur Tagesordnung über. „Deine Generalin gibt dir einen Vorstoß. Ist doch klar!“

So kamen sie auf die Gehaltsfrage. Die war Rena in der Unterhaltung mit Heinold der unangenehmste Punkt gewesen. „Wir bieten Ihnen zweihundert Mark bei natürlich freier Station“, hatte der gesagt. „Bedenken Sie, bitte, daß es bei dem jetzigen Stand der Währung fast sechshundert spanische Peseten sind und daß man auf Mallorca wenig Gelegenheit hat, etwas auszugeben!“ Sie hatte sich ausgerechnet, daß man sich so in einem halben Jahr genug Geld sparen könne, um das Studium sorglos zu Ende zu führen. Wenn die Kleiderfrage nur nicht so dringend gewesen wäre!

Jrmchens Angebot wurde als unmöglich abgelehnt. „Es kann jedem Menschen etwas passieren, und ich will keine Schulden haben!“

Trotzdem beschäftigte sich Rena fast den ganzen nächsten Tag nur mit diesen Dingen. Früh war sie im Grunewald gewesen; aber dann fuhr sie, statt in die Hochschule, in die Innenstadt, lief die Leipziger Straße auf und ab, blieb vor allen Modenfenstern stehen. Es war die Zeit der billigen Ausverkäufe. Sie rechnete, kombinierte, verwarf. Nutschte, obgleich das doch von Anfang an zwecklos war, in den teuren Westen und kam zu keinem Entschluß.

Dazwischen plagte sie die Angst, Heinold könne sich noch anders entscheiden, eine geeignetere Bewerberin könne ihr den Rang ablaufen. Und sie überlegte, ob sie ihn nicht heute schon in seinem Hotel aufsuchen sollte, und hatte Angst vor seiner überlegenen Ruhe. Übermorgen mittag — keine Stunde früher!

In der Schlegelstraße wartete Leo. „Ich hab' zwanzig Mark für dich bei 'ner Auskunftsgeopfert“, knurrte er. „Hier ist der Bescheid!“

„Das war nicht nötig.“

„Versteht du nicht? Man erkundigt sich, ehe man in die Welt geht. Übrigens ist gegen die Frau leider nichts zu sagen.“

Die Auskunft war lang und ausführlich: „Carlota Gallas de Comasema, Marquesa de Sanctacilia“ — von dem Titel hatte Heinold gar nicht gesprochen — „ist die Tochter des Wirklichen Geheimen Rats Erzellenz Friedrich Gallas und seiner Gattin Luise geb. Gräfin Lipheide. Geheimrat Gallas, einer der bekanntesten Wirtschaftspolitiker der Bismarckschen Ära, war Eigentümer großer Maschinenfabriken im Norden Berlins und, durch seine Gattin, ausgedehnten Großgrundbesitzes in der Uckermark. Während eines Aufenthaltes in Spanien, der den Gallaschen Werken entscheidenden Einfluß auf die Kupfergruben bei Huelva im spanischen Süden sichern sollte, lernte die einzige Tochter Charlotte den spanischen Kapitän Miguel Conde Comasema, einen geborenen Mallorquiner, kennen. Diese Bekanntschaft wurde fortgesetzt, als der Kapitän als Attaché zur Spanischen Botschaft in Berlin kommandiert wurde, und führte nach kurzer Verlobungszeit zur Heirat. Die Comasema lebten zuerst in Berlin und Paris, machten ein großes Haus und siedelten später wieder nach Spanien über, wo Doña Carlota am Hof eine der bekanntesten Schönheiten war. Comasema fand dann Verwendung im Kolonialdienst auf Ruba, auf dessen unruhigem Boden er sich militärisch besonders auszeichnete. Und nachdem dort einigermaßen Ruhe eingetreten war, folgte ihm Doña Carlota, deren deutscher Energie die Tatenlosigkeit der spanischen Frau nicht behagte. Sie erfreute sich in Madrid eines Rufes, den man wohl mit dem vergleichen kann, den Diejelotte von der Pfalz am französischen Hofe genoß.

Unter Soldaten und Offizieren wurde die tatkräftige Gemahlin des jungen Generals, die mit ihm ritt und jagte und die auch auf Ruba an anstrengenden Expeditionen teilgenommen haben soll, entgegen der spanischen Gewohnheit nur ‚die Generalin‘ genannt. Ihre rücksichtslose Offenheit war von den einen anerkannt, von den andern gefürchtet. Nach verschiedenen Kommandos wurde ihrem Gatten, als die unruhigen Elemente auf Ruba, von den Nordamerikanern gestützt, sich wieder zu regen begannen, der Oberbefehl auf der Insel übertragen. Nach dem Verzicht Spaniens auf Ruba lehrte Comasema endgültig nach Europa zurück, brachte es bis zum Generalkapitän und zog sich verärgert, mit dem Titel eines Marques de Sanctacilia, von dem er niemals Gebrauch gemacht hat, nach seiner Heimat Mallorca zurück. Hier ist er 1921 gestorben. Doña Carlota lebt seitdem auf ihren Besitzungen auf den Balearen und gilt als eine der reichsten Grundbesitzerinnen dortselbst.“

Rena hatte halblaut gelesen und sah jetzt Leo an. „Nun bist du wohl beruhigt, mein Junge?“

„Ich hab' mich auch nach Heinold erkundigt“, brummte er. Vor Ärger stieg ihr nun noch das Blut in die Schläfen. „Du bist unglaublich, Leo!“

„Bei dem war es einfacher“, fuhr er ruhig fort. „Ich kenne einen Studenten an der Hochschule für Musik.“

„Du hast ihm doch nicht etwa gesagt, daß ich — —“

„Unsinn! Nur so . . . Heinold ist Sohn des Begründers der Karolahütte — das ist ein Konzern im Ruhrgebiet, Millionenfache — hat Musik studiert und ein Buch über Liszt geschrieben; jetzt soll er an einem neuen über Chopin arbeiten. Gilt als reich und unabhängig. Ein Heinold ist — das hab' ich ebenfalls festgestellt — jetzt noch im Vorstand der Karola. Das sind Kreise, in die du nicht paßt!“

„Warum denn nicht?“

„Weil sie auf dich herabschauen. Und das kann ich von einem Mädchen, das — — von einer Studentin, die — —“

„Bitte, sprich dich ruhig aus!“

„Das kann ich von meiner späteren Frau nicht vertragen.“

„Wilst du den Unsinn nicht endlich lassen?“ sagte sie schroffer, als sie gewollt hatte.

„Rena!“

„Ach, was: Rena, Rena! Ich will nicht immer eine Kette hinter mir herschleppen!“

Er nahm seinen Hut und rannte wortlos aus der Stube.

Am andern Tage ließ er sich nicht sehen, und am folgenden war es endlich so weit, daß sie Heinold ihren endgültigen Entschluß mitteilen konnte. Dieses Mal trafen sie sich in seinem provisorischen Arbeitszimmer in der Hochschule für Musik.

„Ich bin gekommen, um Ihnen meine Zusage zu bringen“, sagte sie. „Das heißt: Wenn Sie mich noch haben wollen?“

Er musterte sie in seiner ruhigen Art. „Ich freue mich darüber.“ Und, nach einer Weile: „Ich hatte gestern den Besuch eines jungen Herrn, der mich Ihretwegen dringend sprechen wollte . . .“

Sie erblaßte. „Leo Persenn?“

„So hieß er.“

„Das . . .“ Der Ärger schnürte ihr die Kehle zu. „Das ist nicht mit meinem Willen geschehen! Ebenjowenig, wie ich ihn beauftragt habe, für mich Auskünfte einzuholen!“ Sie mußte nun schon alles sagen.

„Ich dachte es mir.“ Sein Blick forschte in ihrem Gesicht. „Eine Frage nur, Fräulein Adriani: Hat der Herr Kandidat Rechte auf Sie, die sein Vorgehen verständlich erscheinen lassen?“



„Nein!“

Täuschte sie sich? Oder hatte er wirklich erleichtert auf-geatmet, als sie die Frage so rasch und klar beantwortete?

Er holte einen Brief aus der Tasche. „Doña Carlota schreibt mir einige Dinge, die ich vergessen hatte. Es ist zwar noch keine Antwort auf meinen letzten Brief, wohl aber eine auf ein ausführliches Telegramm, nachdem ich Ihren Lebenslauf gelesen hatte. Ich möchte Ihnen als Zeichen meines Vertrauens das Schreiben, trotz des Persönlichen, das darin enthalten ist, vorlesen. Es ist vielleicht eine erwünschte Ergänzung der Auskunft, die Herr Persenn eingeholt hat und die auch ich kenne.“ Und, als Renate errötete: „Eigentlich hat Ihr Freund recht: Man darf nicht im Dunkel tappen . . . Bitte, hören Sie also! Lieber Jürgen! Es freut mich, daß Du die Geschichte in die Hand genommen hast. Aber zugleich mache ich mir Vorwürfe; denn Du und ich — Du auch, mein Junge — wir leben zu wenig in der heutigen Welt, um sie richtig beurteilen zu können. Ich meine, ich habe Dir da eine große Verantwortung aufgebürdet. In erster Linie laß Dich nur von dem Eindruck leiten, den das Mädel auf Dich macht! Wenn sie Dir frisch und klar in die Augen sehen kann und wenn sonst alles stimmt, ist's schon richtig. Nur keinen Bluts-trumpf und keine Zierpuppel! Das Gehalt bleibt so, wie wir das besprochen haben; man muß jungen Menschen nicht alles in den Schoß werfen. Jedenfalls freue ich mich auf die, die Du mir bringen wirst. — Vorhin war die Condesa Armengol bei mir. Du kennst sie ja? Hat eine hübsche Tochter und will die durchaus an einen alten Idioten ver-heiraten hier auf der Insel, der sich nur im Klub und in den Cafés herumtreibt. So sind sie nun mal! Natürlich haben wir auch von deutscher und spanischer Jugend ge-sprochen, doch das ist aussichtslos. Ich will aber nicht, daß sie das Mädel hier schief ansehen. Als Studentin wird sie keine Reichtümer haben, und mit den Kleidern wird's hier und da fehlen. Ich schreibe deshalb gleichzeitig an Madame Viviane, die den Modesalon in der Nähe von der Made-leine in Paris hat; die hat mich ganz vernünftig an-gezogen, als es noch Sinn hatte, und in Barcelona war sie auch schon meinetwegen. Die soll sie einfleiden. Geh mit unserm Schützling hin, wenn Ihr in Paris seid! Alles Weitere weiß die Viviane. In Barcelona wartet ruhig, bis „Infant Don Jaime“ abgeht, und nehmt nicht das alte Klapperboot, damit mir das Mädel nicht halbtot ankommt! Telegraphiere mir rechtzeitig! Ich schicke dann den Wagen nach Palma.“ Er lachte. „Da haben Sie Doña Carlota besser als nach allen Auskünften! Also: Wagen Sie es?“

Rena streckte ihm die Hand hin. „Für mich ist nichts zu wagen. Nur — der Auftrag für Paris? Doña Carlota kennt mich doch gar nicht!“

„Das ist purer Egoismus, und Sie können es ruhig an-nehmen.“ Er überlegte. „Wenn wir in drei Tagen reisen könnten? Ich habe noch andere Dinge in Paris zu er-ledigen; zwei Tage werden wir wohl dort bleiben.“

„Ich schaff's!“ —

Am dem Abend war nur Fips auf der Bude. Und sie war ganz aus dem Häuschen. „Gandeker hat mir aus Partenkirchen geschrieben: Er hat ein paar Sportartikel gut verkauft und bestellt mich hin. Die ganze Schizunft ist da, und für zehn Tage reicht's mindestens. Ich schwirre morgen früh ab.“ Über Persenn war sie ehrlich entsetzt. „Es ist höchste Zeit, daß du den Jungen abhängst, Renate! Gandeker hat immer schon gesagt: Du paßt nicht zu uns Knoppezeug und in 'ne Studentenehe schon gar nicht. Sieh mal: Jrmchen ist ja ein gutes Tier, aber einen Horizont hat sie wie ein Kotschinchinahuhn. Und ich bin ein Fleder-wisch; der Gandeker denkt nicht ans Heiraten und ich auch nicht. Du bist seriös. Das ist man — das kann man nicht werden. Das werde ich dem Leo schon noch geigen!“

Rena lachte, nahm Fips um die Hüften und drehte sie zuerst ein paarmal im Kreise herum. „Wenn du wüßtest, Mädel, wie weit ich heute vom Seriössein entfernt bin! Kannst du dir vorstellen, wie einem Menschen zumute ist, dem mit einem Male alles, was er sich erträumt hat, in den Schoß fällt?“

Fips nickte. „Verstehe' ich alles, Rena. Aber trotz-dem —?“

„Ach, was: Trotzdem! Wenn er Unsinn gemacht hat, mir soll's heute gleich sein, egal, schnuppe — ganz, wie du willst!“ Weil Fips sich losgemacht hatte, tanzte sie noch einmal allein um den Tisch herum.

Die kramte in ihren Sachen. „Ich werde doch noch ein-mal mit ihm reden.“

Rena wurde ernst. „Das ist meine Sache, Fips!“

„Auch gut: Mach es selber! Aber mach Schluß!“

Das sagte sie noch einmal am andern Morgen, als sie, mit Rucksack und Schneeschuhen, reisefertig auf der Schwelle stand. „Tschüß! Und schreib mal! Und schick die schmutzige Wäsche!“ sagt meine Mutter immer.“ Damit war sie zur Tür hinaus.

Jrmchen saß im Nachthemd auf Renas Bettkante. „Ich hab' gestern noch einmal mit Joseph über Mallorca ge-sprochen. Er meint: Wenn deine Marquesa oder Condesa für ein Landgut mal 'nen tüchtigen Mann braucht, der durchgreift, dann wäre er derjenige welcher. Das mit Ol-bäumen und Mandeln würden wir schon lernen, sagt er, und Hühnerzucht gäb's auch da.“

Rena mußte lachen. „Ich besorg' euch das schönste Ritter-gut, das es auf Mallorca gibt!“

„Na, wenn du nur daran denkst?“

Am letzten Tag kamen zwei Briefe. Einer von einem Reisebüro mit einer Karte von Heinold. In dem lagen die Fahrkarten: Nord-Express, erster Klasse, Berlin—Machen, dann die belgischen, dann die französischen; ein Fahrplan dabei, ihr visuierter Paß.

Den zweiten Brief schrieb Mutti. Ganz vernünftig: „Wenn Du meinst, daß es gut für Dich ist, dann habe ich nichts dagegen. Du bist ja selbständig. Ihr Mädel von heute seid alle sicherer. Ich habe bei Erzellenz Weißmann im Lexikon über Mallorca nachgelesen; es muß da sehr schön sein, und ich gönne es Dir, daß Du etwas von der Welt siehst. Ina', hat die Weißmann zu mir gesagt, junge Menschen gehen immer ihren eignen Weg; wir haben das in unsrer Art auch getan. Das hast du nur vergessen.“ — Mag sein. Aber hüte Dich vor Bronchitis! Das Klima soll für Lungenkranke nicht gesund sein . . .“

Das war ganz Mutti: Im Kern vernünftig, und dann brach's irgendwo durch, wo man es gar nicht erwartete. Für Rena war die Hauptsache, daß sie ihr nun für die nächsten Monate nicht auf der Tasche lag.

Leo Persenn hatte Rosen abgegeben und gefragt, ob er nicht einmal wenigstens noch kommen dürfe.

Das Kopfwaschen gelang Rena gar nicht recht; er war schon kleinlaut genug. „Du sollst frei sein, Leo, und ich will es auch sein! Verdirb uns die Erinnerung nicht!“

„Aber, Rena, im Herbst —?“

„Im Herbst sind wir beide ganz andere Menschen. Du hast dann deinen Doktor . . .“

„Darf ich wenigstens an den Zug kommen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Lieber nicht!“

„Aber —?“ Er zögerte. „Küssen wirst du mich doch noch einmal?“

Sie nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn. „Da, du dummer großer Junge! Und nun geh!“

Und als er draußen war, setzte sie sich hin und heulte wie ein Schulmädel.

\* \* \*



Am Abend vor der Abreise hatte es noch eine kleine Enttäuschung gegeben: Heinold fuhr nicht mit ihr zusammen. Eine Konferenz oder so etwas; Rena hatte nicht so genau hingehört. Jedenfalls aber sollte sie fahren, schon des Gepäcks wegen, das mit auf ihre Karte aufgegeben werden sollte. Er wollte am nächsten Tage das Flugzeug nehmen und nur wenige Stunden nach ihr in Paris sein.

Irmchen fand das großartig. „Jetzt rutschst du ganz allein, wie eine Amerikanerin, die nur mal so ihren Trip nach Berlin gemacht hat, über die Grenze!“ Aber dann hatte sie mancherlei auszufragen. Schon an der Sperre. „Du, eine Karte erster Klasse nach Paris gibt man dem in seinem Kasten ganz anders! Nonchalanter. So etwa!“ Sie bemühte sich, es mit ihrer Bahnsteigkarte vorzumachen. „Siehste: Jetzt denkt er, ich führe, und du brächtest mich hin, und wir hätten die Karten verwechselt!“ Das gute Irmchen überfah eben immer, wie hausbacken sie aussah.

Der Zug war noch gar nicht eingelaufen; aber eine Burg von Schrankkoffern wartete schon vorn, wo der Gepäckwagen halten würde. Jetzt ging klingelnd die Ansagescheibe herunter: „Nord-Express Berlin—Köln—Herbesthal—Paris.“ Und im selben Augenblick kam eine überlegant angezogene Dame, von einer ganzen Gesellschaft gefolgt, auf den Bahnsteig. Den Herrn neben ihr kannte Rena: Es war der Regisseur des Films, in dem sie ihre bescheidene Komparsenrolle gespielt hatte.

Irmchen stupste sie in die Seite. „Erkennst du ihn wieder?“

„Ja.“

„Ob er dich auch erkennen wird? Mach ein hochnäsiges Gesicht, Rena, und sieh ihn mal von oben bis unten an!“

Der Schwarm ging an ihnen vorbei. Der Regisseur beachtete sie nicht, wohl aber ein dicker Herr im Pelz, mit fatten Genießerlippen; er fuhr sich im Vorbeigehen mit der Zunge über die Oberlippe.

„Ekliger Kerl!“ flüsterte Irmchen.

Aber auch die Dame schien das gesehen zu haben. Sie ließ den Regisseur stehen und legte dem Dicken freundlich die Hand auf den Arm. „Elle est belle, la chérie! Elle est merveilleuse! N'est-ce pas?“

Jetzt wandten sich auch die anderen Rena zu, die sich über die Unverfrorenheit ärgerte, mit der man sie behandelte.

„Elle est très chic!“ hörte sie jetzt wieder. „Mais il lui manque un je ne sais quoi. Une Anglaise —?“

Der Dicke sprach ein schauerliches Französisch, während der Regisseur mit einem gewandten Schwall von Worten auf die Dame einsprach.

„Ich verstehe keinen Ton“, bedauerte Irmchen. „Aber, daß sie von dir reden, das merk' ich schließlich auch. Was hat er gesagt?“

Rena war rot geworden. „Er versichert, daß die Dame — Concha heißt sie übrigens — die mondänste Frau sei, die ihm je begegnet wäre. Er trägt ziemlich faustdick auf, aber ihr scheint es zu gefallen. Eben hat er noch gesagt, es gäbe eben keine zweite Vlotero, und das wisse man in Berlin ebenso gut wie in Warschau und Paris.“

„Vlotero?“ Irmchen dachte einen Augenblick nach. „Wart mal! Das ist doch — richtig, jetzt hab' ich's — die berühmte Tänzerin, die hier auch mal aufgetreten ist. Weißt du nicht, was damals für ein Alamaut war? Was sie tanzt, ohne ich natürlich nicht mehr.“

Die Dame wandte sich jetzt ihrer Begleiterin zu, die ein chinesisches Palasthündchen auf dem Arm trug, dem die kalte Abendluft sicher nicht gefiel. „Du mußt ihn zudecken, Germaine! Du siehst doch, wie er zittert! Du wirst dieses schreckliche Land doch überstehen, Chérie?“

Chérie hielt den Kopf weg; er wollte schlafen.

„Ich habe viel Sorgen mit ihm gehabt in Warschau“, berichtete sie, als gäbe es nichts Wichtigeres für diese letzten Minuten. „Es zog in den Korridoren; das verträgt er nicht. Und dann diese lärmenden Straßen und diese hastenden Menschen! Sehen Sie nicht, daß er ganz krank geworden ist, Bernstein?“

Der Dicke heuchelte Interesse. „Ja, ja, aber das gibt sich, Madame, das gibt sich! Sie kommen jetzt ja zu Freunden nach Paris!“

Die Vlotero lachte ein silberhelles Lachen, das wie etwas fremdartig Freundliches in der nüchternen Bahnhofshalle stand. „Nous avons de très bons amis à Paris, hein, Chérie? Tu sais, mon cœur! — Er weiß alles, und er kennt alle, die mich lieben“, fügte sie hinzu. „Er ist stets bei mir.“

Der Dicke schmunzelte.

Der in die Halle einfahrende Zug unterbrach die Unterhaltung. Es traf sich, daß die Tänzerin und Rena ihre Abteile nebeneinander hatten; sie hatte wahrscheinlich die zurückgegebene Karte Heinolds bekommen. Die Jose fand im nächsten Wagen Platz.

Das gab einen kleinen Verzweiflungsausbruch. „Man wird nun die Tür nicht offenlassen können, Germaine! Das ist sehr unkomfortabel!“ Sie schien zu überlegen, ob sie ihrer Nachbarin einen Tausch vorschlagen solle, gab die Idee aber vor Renas abweisender Miene auf.

Noch ein Abschiedswinken Irmchens, ein Wortschwall der Gesellschaft auf dem Bahnsteig an die Vlotero, und der Zug glitt aus der Halle. Bald lag auch der Zoo mit den letzten einsteigenden Fahrgästen hinter Rena.

Nebenan kam man immer noch nicht zur Ruhe. Der kleine Hund knurrte unzufrieden; die Tänzerin zankte französisch mit ihrer Jose, weil sie die Blumen mit ins Abteil gebracht hatte. „Du weißt, wie leicht ich Migräne bekomme, Germaine. Nimm sie mit zu dir oder wirf sie fort — ganz, wie du willst!“ — Mit ein paar Worten, die unverständlich blieben, erzielte die Französin dann wieder das helle Lachen der kapriziösen kleinen Person.

Als Rena noch einmal auf den Gang trat, konnte sie einen Blick in ihre Nachbarschaft werfen, da die Tür dort noch offenstand. Ein hellblaues Seidentkissen lag schon auf dem Bett, ein spitzenbesetztes Pyjama; es roch nach Parfüm und Zigaretten. Rena konnte das Gesicht der Tänzerin im Spiegel sehen. Die Augenbrauen waren zu einem schmalen Strich rasiert, der Mund unnatürlich rot, das Gesicht puppenhaft. Schön waren die großen, jetzt ein wenig müden Augen und das tiefschwarze, im Scheitel fest anliegende, im Nacken gelockte Haar. Ein wundervoller Brillant blitzte an der rechten.

Concha Vlotero fühlte den beobachtenden Blick, wandte sich um und lachte ein Bühnenlächeln. Dann schloß sie mit einem leisen „Bonne nuit, Madame!“ selbst die Tür.

Noch einmal stürzte der Kontrolleur, der wissen wollte, um welche Zeit Rena das Frühstück wünsche. Sie fragte, ob der Speisewagen nicht am Zuge bleibe, und begegnete einem erstaunten Lächeln: „Madame wünscht das Frühstück nicht ans Bett?“ Nein, das war sie nicht gewöhnt, aber eigentlich — es mußte ganz hübsch sein. Und warum sollte man sich seiner Umgebung nicht anpassen? Sie bestellte es also auf acht Uhr und hatte nun endlich Ruhe.

Sie zog sich langsam aus, hängte ihre Sachen, wie sie das gewöhnt war, sorgsam an den Haken, dachte daran, daß im Nebenabteil sicher alles wild durcheinanderläge, schlüpfte in ihr Pyjama, deckte sich zu und löschte zuletzt auch die kleine Lampe hinter ihrem Kopf. Nur eine mattblaue Kugel erhellte den Raum. Dann sangen ihr die Räder das Schlaflied . . .

(Fortsetzung folgt)



# Der "schöne Durchblick"

Erinnerungen  
von Kasimir Edschmid

Als ich elf Jahre alt war, sollte ich die Ferien bei meinen Verwandten in Straßburg verbringen, und ich sollte allein dorthin reisen. Und obwohl das nur vier oder fünf Stunden Schnellzug waren, wurde diese Fahrt eines Jungen von elf Jahren lange besprochen. Denn erstens war es ungewöhnlich, daß ein Junge von elf Jahren allein reiste, und zweitens kannte ich meine Verwandten noch nicht, obwohl es ganz nahe Verwandte waren. Aber eines Tages wurde ich dann doch in den Zug gesetzt, mir wurde ein weißes Taschentuch noch besonders in die Tasche gesteckt, und es wurde mir gesagt, daß ich auf dem Perron in



Blick von der Ruine  
Runkelstein bei  
Bozen im Sarntal  
Aufn. Schwabik

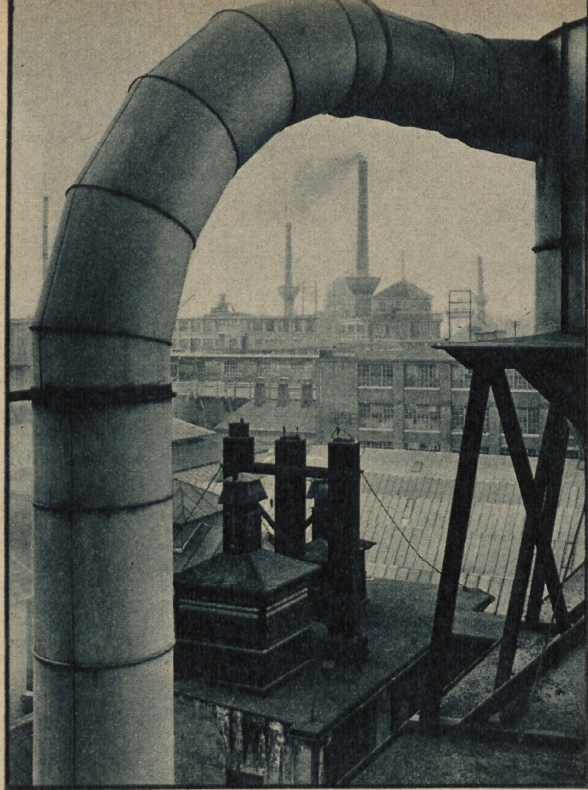


Links:  
Das Zollgitter im  
Hamburger Frei-  
hafen  
Auf. Hollnagel  
(Sendkpiehl)

Rechts:  
Das Straßburger  
Münster mit dem  
Frauenhaus  
Aufn. Kunstgeschicht-  
liches Seminar, Marburg







Moderne Fabrikanlage

Unten: Das Heidelberger Schloß



Der Frankfurter Dom im Herbstnebel

Aufnahmen Dr. Paul Wolff



Straßburg mit dem Taschentuch winken sollte, damit einer meiner Onkel, der mich abholen sollte, mich erkennen könne. Ich fuhr ab, kam in Straßburg an, stieg auf den Bahnsteig, überquerte ihn und winkte nicht.

Warum ich nicht winkte, ist nicht ganz leicht klarzumachen. Es ist auch schwer klarzumachen, warum lange darüber gesprochen worden war, einen Jungen von elf Jahren allein reisen zu lassen. Ich behielt jedenfalls mein weißes Taschentuch fest in der Tasche, genierte mich schrecklich davor, dennoch von meinem Onkel erkannt zu werden, kam an den Ausgang und suchte die elektrische Straßenbahnlinie, die nach Ruprechtsau fuhr. Denn für alle Fälle hatte ich ein Papier mitbekommen, auf dem genau mit abgezählten Schritten und Trambahn-Nummern aufgezeichnet war, wie ich auch auf selbständige Weise das Haus in Ruprechtsau finden könne. Ich fand die Nummer der Trambahn, fuhr mit ihr durch das alte und das neue Straßburg, vorbei am Böckehiesel, vorbei an der Drangerie und kam bis an das Tor von Ruprechtsau, stieg aus, war an der Brücke über die Ill, ging über die Brücke, fünfzig Schritte nach links den Illkanal entlang und dann hundert Schritte rechts wieder die Ill entlang und drang bei meiner Tante mit einem Triumphgeschrei darüber ein, daß ich erstens



meinem Onkel entgangen war und zweitens die elektrische Bahn nicht bezahlt hatte. Der Erfolg war außerordentlich.

Meine Tante hatte ein hübsches Landhaus an der Ill, in dem sie den Sommer wohnte, ein Landhaus mit einem großen Garten. Und nicht weit davon, im Karpfenweg, hatte mein Onkel, ihr Sohn, sein Landhaus, das viel größer war. Es war so groß, daß es eigentlich ein Gut war. Das Haus lag unter alten Blutbuchen und Platanen, es hatte auch eine uralte Allee, und der ganze Besitz war von einer hohen Mauer umgeben, die auch Äcker und Felder umschloß. Es war eine große, fast endlose Mauer, und sie stieß auf der einen Seite an den Bon Pasteur und damit an das Festungs-Glacié von Straßburg und wieder an die Ill, die hier zum Rhein zog. Und auf der anderen Seite stieß die Mauer an andere kleine Landhäuser und Güter und Gärten, die langsam in der Ebene verliefen. Und diese ganze Landschaft zwischen Flüssen, Rändern, Gärten und Platanenalleen war die Gartenvorstadt von Straßburg, Ruprechtsau. Die Franzosen haben sie jetzt Robertsau genannt, was nicht schöner ist.

In diesen Landhäusern und in anderen verbrachte ich meine Ferien, kletterte auf die Bäume, wurde mit in die Vogesen genommen; meine Onkel, die 1870 auf französischer Seite hatten mitfechten müssen (ihre Söhne haben 1914 auf deutscher Seite gestanden), zeigten mir die Schlachtfelder, zeigten mir den

Blick vom Turm des Freiburger Münsters      Aufn. Ludwig Dänbier

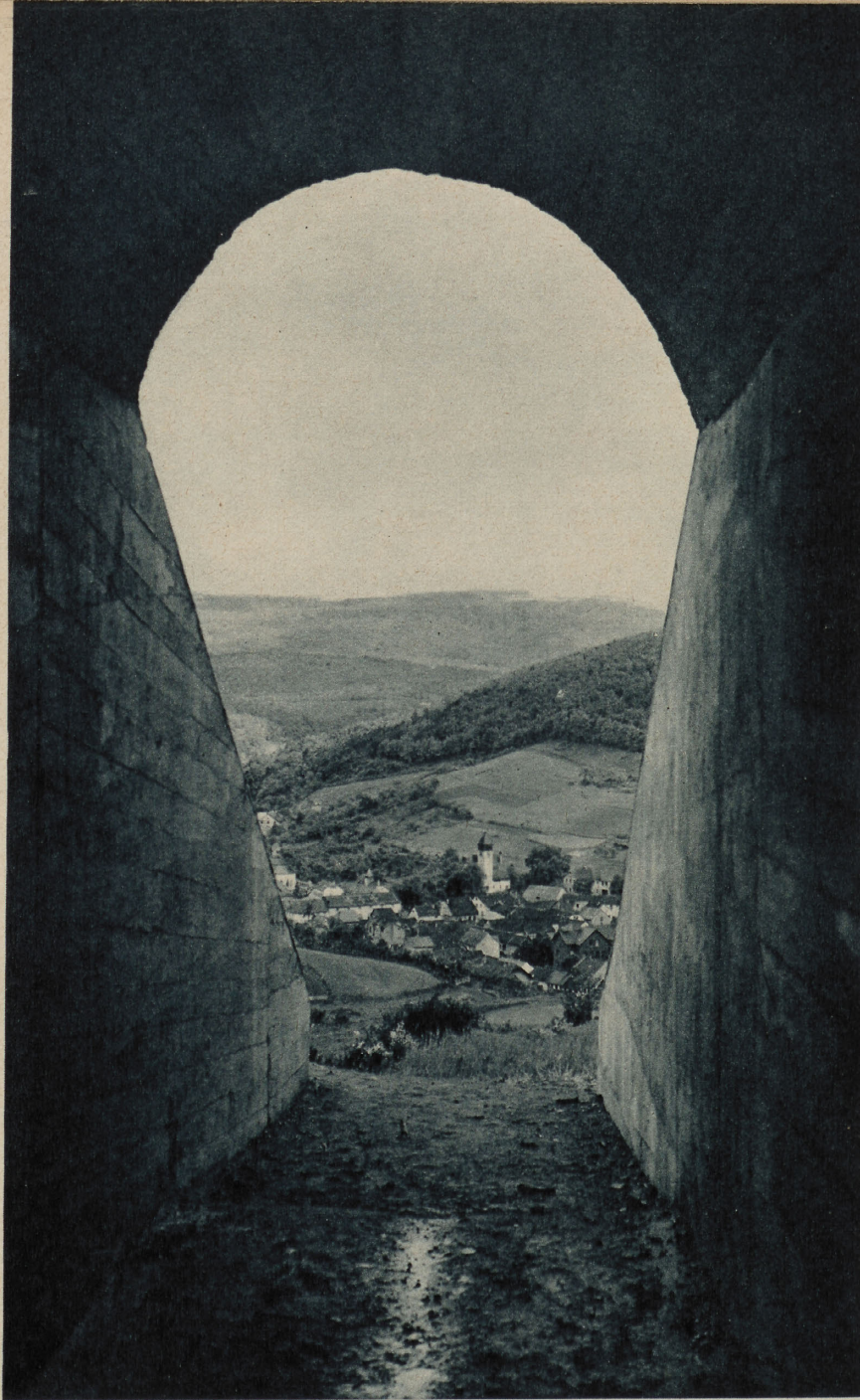
Eisvorhang  
Aufn. Dr. Paul Wolff



Obilienberg und „Fuchs am Buckel“, und was es alles gab. Und ich fischte und angelte in der Ill, obwohl ich noch nicht vierzehn Jahre alt war und nicht angeln durfte. Aber meine Tante war eine verehrungswürdige alte Frau und zahlte großmütig die Protokolle, wenn ich erwischt wurde. Es war ein schönes Leben in Ruprechtsau. Die Schiffer zogen die Rähne die Ill entlang nach dem Rhein. Im Garten wuchsen Maulbeeren und Sauerkirschen. Abends roch es nach Wasser und Bäumen, und vom Festungs-Glacié wurde geblasen, und die Rähne mit den Anglern ruderten ruhig und gelassen in der Dämmerung am Haus vorbei.

Jedoch meine Tante und meine Onkel hatten auch Wohnungen in der Stadt, und das waren seltsame Wohnungen und Häuser. Von außen her waren es alte, gieblige Häuser, und ich verwand es nicht ganz, daß die Straßen, in denen sie lagen, Gassen hießen. Kalbsgasse, Spießgasse, Goldgießen. Aber innen drin waren es große Häuser, wie ich nie welche gesehen hatte, Patrizierhäuser mit riesigen Aufgängen und verschwenderischen Treppen. Und unter diesen Häusern war auch ein Block, der meiner Tante gehörte und der weltberühmt ist, jener Block alter Häuser am Münster, die man auf allen Abbildungen findet. In einem dieser Häuser wohnte ich auch ein paarmal, wenn wir abends in der Stadt waren. Der Weg nach Ruprechtsau war ja nicht weit, aber wenn keine elektrischen Bahnen mehr gingen, war er sehr weit. Automobile gab es nur sehr wenige damals. Pferde und Wagen hielten sich die Straßburger Patrizier nicht. Sie waren wohl die einfachsten Pa-





Das Dörfchen Adenau in der Eifel

Aufn. Dr. Paul Wolff

schönen dunklen Fenster und seine herrlichen Engel-Gestalten nicht in der Erinnerung hätte. Ich habe sie so gut in der Erinnerung, daß ich die Gestalten der „Kirche“ und der „Synagoge“, diese Symbole der schön besiegten und der siegenden Anmut mit der Hand in der Luft nachzeichnen könnte. Nein, was ich meine, ist das, daß ich immer wieder von diesem oder jenem Punkt der Stadt oder der Umgebung aus das Münster als etwas ganz Neues entdeckte und sprachlos stehe vor der Überraschung, wieviel doch die Umgebung und die Art des Blickpunktes an dem Charakter eines großen und menscheitswichtigen Gebäudes verändern kann. Ich glaube, daß ich damals in Straßburg das Geheimnis der Wirkung durch die Umrahmung und die Gesetzmäßigkeit der schönen Durchblicke zum erstenmal erkannt habe. Von den Rheinkanälen aus sah das Münster manchmal aus wie ein gewaltiges Tier, das in die Wolken strebte. Vom Domplatz selber aus sah das Münster aus wie eine glatte, phantastische Säule. Von der Blutbuche im Garten von Ruprechtsau aus gesehen, stand es ziemlich schwer und gefangen zwischen den anderen Häusern der Stadt. Aber bereits von den Vogesenhängen aus erhob es sich so gewaltig wieder im blauen elsässischen Duft über die Häuser der Stadt und ihre anderen Kirchen und ihre Palais, daß die ganze Stadt nur wie eine Art niederer Sockel des Münsters erschien. Sah man das Münster aber zwischen zwei Pappeln sich aufreckend vom Schloß Pourtales her, von Rosenranken eingehüllt, so war es plötzlich ein idyllischer, lieblicher Bau. Und von den Holzgalerien des elsässischen Museums, vom Rabenplatz und vom Goldgießen aus, da saß es zwischen den phantastisch spitzigen Giebeln der mittelalterlichen Häuser mit seinem Turm genau so drin, wie es im Mittelalter dagestanden hatte. Wie auch immer man sich stellte und das Münster ansah, so war in jedem neuen Blickpunkt etwas anderes, aber immer etwas Erhabenes. Die Zeit und die Jahrhunderte wurden aufgehoben. Gigantisches und Liebliches offenbarte sich an dem einen Bau. Zartes und Strenges, Beherrschendes und Sicheinfühendes waren da und enthüllten sich. Alles, was das Genie des Bauwerks ausmachte und was ein Mensch nicht auf

trifizier, die man sich denken kann. Und auf diese Weise wohnte man manchmal eine Nacht in der Stadt.

Ich werde es nie vergessen, wie ich zum erstenmal in dem alten Haus am Münsterplatz im Bett lag. Auf dem Haus waren Storchester. Mein Zimmer ging in den Hof. Und plötzlich fing das Münster an zu schlagen, und die Glockenschläge rollten wie schwere metallene Kugeln durch das offene Sommerfenster in mein Zimmer herein. Am nächsten Morgen sah ich zum Fenster hinaus. Der Hof bildete einen merkwürdigen Raum, voll alter Balkone und Holzschnitzereien. Die Dächer der Häuser waren sehr hoch hinauf gezogen und fast so hoch wie die Häuser selbst, und oben, über dem leeren Raum des Hofes und über den scharfen und kühnen Kurven der Dachfirste, hob sich noch einmal etwas, steil, unsagbar schmal und vollendet und durch diese Umrahmung besonders gesteigert und rein gegen den Himmel gehoben: der Münsterturm.

Straßburg ist eine Lieblingsstadt von mir geworden. Ich habe sie wiedergesehen in vielen Jahren, unter mannigfachen Umständen und in allen Lebenslagen. Ich glaube die Stadt sehr gut zu kennen. Aber die Kostbarkeit Straßburgs, das Münster, habe ich nie ganz kennengelernt.

Ich meine das nicht so, daß ich die Architektur des Münsters nicht kannte oder seine Geschichte nicht genau wußte oder seine

einmal zu erfassen in der Lage ist, das kam jedesmal von einer anderen Seite her in meine Empfindung.

Und ich lernte, daß die Vielfalt des Lebens und die Vielfalt des Genius nur mit einer gewissen Kunst aufgenommen werden kann, mit einem gewissen Eifer, mit einem Umspüren und Umrätseln des Gegenstands — kurz mit einem Kunstgriff, den Gegenstand immer in neue Umgebungen und in neue Rahmen zu stellen.

Deshalb, weil ich das Glück hatte, eine mit einer großzügigen und vornehmen Seele begabte Begleiterin und Führerin in meiner Tante zu haben, war auch mein erster Eindruck, den ich vom Münster bekam, kein zufälliger, kein flüchtiger, sondern ein ungeheurer gewesen. Tante Emy nahm mich bei der Hand und führte mich aus dem Haus am Münster durch einen hinteren Ausgang in die Spießgasse und in einem Bogen auf den Kleberplatz und vom Kleberplatz an die Ecke der Straße, die genau und scharf auf den Eingang des Münsters zuführt. Dann sagte sie „Augen auf!“ Und ich machte die Augen auf und sah wirklich das erste wunderbare Gebäude, das zu den großen und unvergesslichen Bauwerken der Welt gehört, in einem unsterblichen Augenblick. Dies vergißt sich nicht. Ich sah die Größe, die Adeligkeit, die Majestät und die Schlantheit des Baus in einer einzigen Sekunde, und ich wurde vom Atem dieses maje-



statischen Schauspiels angerührt, obwohl ich erst elf Jahre alt war und mir keineswegs darüber klar war, in welchem Stil das Münster gebaut war und was dergleichen mehr ist. Das lernte ich später dazu. Das lernte ich später kennen und lieben. Aber das Unverlierbare des Anblicks stand seit damals in meiner Seele fest, und ich habe nichts, auch das Erschrecken und Erschauern nicht vergessen, das ich empfand, als es hieß „Augen auf“. Und dieses „Augen auf“ habe ich als eines der größten Glücksgefühle in meinem ganzen Leben immer wieder genossen.

Ob es sich darum handelte, durch ein Gitter oder durch eine Brückenwölbung hindurch einen Turm oder einen Dom als besonderen Einfall zu sehen und die besondere Schönheit zu genießen. Ob es sich darum handelte, durch einen Tunnel zum erstenmal das Mittelmeer zu sehen. Ob mir zum erstenmal

durch einen gebogenen Dampfleiter hindurch die Schönheit und Macht eines modernen Industriegebäudes aufging . . . einerlei. Es war immer dasselbe. Ja, es war dasselbe, was mich zum Photographieren verführte, diese bestimmte Kunst, aus einem persönlich gewählten Rahmen heraus die persönlichste und eigenartigste Wirkung eines Gegenstandes zur Darstellung zu führen. Ja, es ergab sich dadurch sogar die Möglichkeit, nicht nur schöne Gegenstände zu heben, sondern auch unbeachtete Gegenstände plötzlich ins Gesichtsfeld zu rücken und für häßlich gehaltene Formen, wie Fabrikanlagen, neue Blickpunkte und neue Wertungen zu finden.

Die Kunst, den richtigen Durchblick und den richtigen Blickpunkt zu finden, wurde also zu einer Bereicherung des Lebens — und das ist sehr viel.

# Zum Tee bei Goethes Enkeln

*Eine Erinnerung \* Von Charlotte Niese*

Als wir in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Plön wohnten, wurde ich von einem alten Fräulein von Buchwald eingeladen, mit den Enkeln von Goethe Tee zu trinken.

Mit den Enkeln von Goethe? Ungläubig sah ich die Einladende an, die mir versicherte, daß es sich wirklich so verhielte. Durch Ulrike von Pogwisch, mit der sie bekannt war, hatte sie Walter und Wolfgang Goethe schon mehrmals gesehen, sie in Lübeck getroffen und sie eingeladen, auf ein Stündchen zu ihr nach dem schönen Plön zu kommen.

„Sie sind gar nicht so schlimm“, setzte sie tröstend hinzu. „Nur etwas wunderlich. Man darf sie nicht auf ihren berühmten Großvater anreden, dann werden sie still. Haben das wohl zu viel erlebt. Der Wolfgang sollte einmal in Weimar der Kaiserin von Rußland seine Aufwartung machen, aber er ließ sagen, er wäre kein Affe aus der Menagerie! Kommen Sie nur! Man braucht ja nicht von Gedichten zu sprechen!“

Ich saß recht befangen an diesem Nachmittag zwei schweigsamen älteren Herren gegenüber, die Tee tranken und Kuchen aßen, etwas über den schönen Plöner See sagten, aber sonst nicht viel Worte machten. Verstoßen betrachtete ich sie. Der eine, Walter genannt, hatte ein blaßes Gesicht, war von kleiner Gestalt und schien mir keine Ähnlichkeit mit dem großen Goethe zu haben, während Wolfgang ernste dunkle Augen und eine gebogene Nase hatte, die vielleicht an den Großvater erinnerte. Er wurde „Herr Kammerherr“ genannt und es kam heraus, daß er in Rom gewesen war. Während ich noch darüber nachdachte, was man wohl mit diesen eigenartigen Herren sprechen könnte, erschien ein neuer Besuch, eine Dame aus der Nachbarschaft, die, als ihr die zwei Herren vorgestellt wurden, auf den Namen kaum zu achten schien. Auch sie war alt und dazu aufgereggt. Bei einem Vetter auf einem der holsteinischen Güter war eingebrochen worden, und die Diebe hatten nicht allein Silber mitgehen heißen, sondern auch das Bild ihres Großvaters!

„Mein alter Großvater!“ jammerte das Fräulein. „Ich habe das Bild immer so liebgehabt, weil ich den Großvater noch kannte. Ein so guter Mann, der immer so freundlich gegen mich war und den ich nie vergessen werde! Nun ist sein Bild verschwunden!“

Fräulein von Buchwald sagte einige tröstende Worte, während beide Goethe-Enkel sehr aufmerksam wurden.

„Unser Großvater war auch sehr gut“, sagte Wolfgang plötzlich. „Wie ist der mit uns spazierengegangen und hat mit uns gespielt! Alle Blumen im Garten mußten wir kennen, und wenn wir einen besonderen Käfer gefunden hatten, durften wir ihn nicht töten, sondern mußten ihn dem Großvater bringen! Weißt du nicht, Walter, wie Großvater ärgerlich wurde, als wir einen Sirschkäfer totgetreten hatten?“

„Ja, er konnte böse werden!“ bestätigte Walter. „Aber wenn

er böse wurde, konnte er doch gleich wieder gut sein! Als wir ihm damals die große Ligustrumraupe brachten, hat er uns was geschenkt!“

„Er hat dir auch etwas geschenkt, als du ihm dein erstes Stück vorspieltest!“ rief Wolfgang.

So sprachen die Goethe-Enkel noch weiter. Der große Dichter, der berühmte Genius, der sie überschattet hatte, war nicht das, was sie liebten und verehrten, es war der Großvater, dem sie ein rührendes Andenken bewahrten! Sie berichteten noch allerlei, was der Großvater gesagt, wie er mit ihnen gesprochen hatte, wie Wolfgang an seinem Schreibtisch sitzen und sich im Schreiben üben mußte. Die Goethe-Enkel wurden so lebhaft, daß Walter sich sogar an das alte Klavier setzte und eine kleine Melodie spielte, dieselbe, die er seinem Großvater vorgespielt hatte, und daß Wolfgang zugab, einmal Gedichte geschrieben zu haben. Aber es war nichts an ihnen gewesen, worauf die andere fremde Dame ihm zum Trost sagte, auch sie habe einmal Gedichte gemacht, aber sie wüßte nicht, wo sie geblieben wären!

Ich durfte die Goethe-Enkel an den Bahnhof bringen, da sie wieder nach Lübeck fahren wollten. Sie waren einsilbig geworden, sahen sich aber aufmerksam um und schienen es angenehm zu empfinden, daß sie unbemerkt durch die Straßen der Kleinstadt gehen konnten.

Zum Abschied gaben sie mir freundlich die Hand, und Wolfgang sagte, er hätte gern alte Damen, die noch an ihren Großvater dächten.

„Gerade so wie wir!“ fügte Walter hinzu.

Auf dem Heimweg begegnete mir das alte Fräulein von Niepenhausen. Dieselbe, die mit uns Tee getrunken hatte. Sie blieb stehen.

„Wie hießen doch die Herren, die bei Fräulein von Buchwald waren? Ich habe ihre Namen nicht verstanden!“

„Es waren die Enkel von Goethe!“ entgegnete ich feierlich. „Die Enkel vom großen Goethe!“

Das alte Fräulein schwieg einen Augenblick. Es war mir, als müßte sie sich besinnen. Dann nickte sie.

„Gewiß, ich kenne Goethe! Er war sehr berühmt, und meine liebe Mama sagte immer, er hätte manchmal etwas Unpassendes geschrieben. Daher habe ich wohl nicht viel von ihm gelesen. Seine Enkel aber haben mir sehr gefallen. Er muß ein guter Mensch und ein guter Großvater gewesen sein! Ist beides nicht wichtiger als aller Ruhm?“

„Aber wenn der Ruhm dazukommt, ist es noch besser!“ erwiderte ich.

Später bin ich oft beneidet worden, die Enkel Goethes noch gesehen zu haben. Deshalb steht mir ihr Bild noch immer vor Augen, und ich denke an ihre Liebe zum Großvater.



# Wissenschaft an der Wende

## 2. Soziologie

Von Dr. Johannes Gerhardt

Es hat lange gedauert, bis der Mensch dazu kam, seine soziale Umwelt mit den Augen des Forschers zu betrachten. Am Anfang aller wissenschaftlichen Fragestellung steht das Staunen, das Verwundern über etwas, das wir vielleicht bisher nicht bemerkt haben oder das uns so gewohnt, so alltäglich und vertraut war, daß es gar nicht zum Problem werden konnte. Bis eines Tages irgendein Mensch erstaunt, daß es diesen Gegenstand überhaupt gibt, daß er soundso gestaltet ist, sich in ganz bestimmter Weise verhält. Er wird problematisch, und erst jetzt wird er zum Objekt des Forschens.

So steht am Anfang der Geschichte der Wissenschaft die Erforschung der Natur, denn die Geheimnisse und Rätsel der umgebenden Natur, des Wetters, der Sonne, der Sternenwelt usw. drängten sich gewissermaßen zuerst auf. Obwohl der primitive Mensch viel stärker mit der Natur verbunden ist, so löst er sich doch gedanklich zuerst von ihr ab. Die Natur wird objektiviert, sie steht dem Menschen gegenüber, wird zum Gegenstand seines Nachdenkens und Forschens. Dieses Forschen hatte zuerst einen rein praktischen Zweck. Man wollte die Natur „beherrschen“ lernen, ihre Schätze ausnützen, ihre Kräfte sich dienstbar machen. Aus diesem Grunde wurde die Natur ein Objekt der Wissenschaft.

Erst sehr viel später wurde das Zusammenleben der Menschen ein Gegenstand der Forschung. Dieses Zusammenleben der Menschen untereinander, ihre gegenseitigen Beziehungen und die sich darauf aufbauenden sozialen Gebilde waren — besonders in einer sozialen Welt, die nur geringen Veränderungen unterlag — eigentlich selbstverständlich, so daß es einer langen Entwicklung bedurfte, bis auch diese soziale Welt zum Problem der Forschung wurde.

Die Entstehung der Soziologie als einer Wissenschaft mit eigenem Gegenstand und eigener Methode datiert erst seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Wie kommt das? Das liegt an dem eigentümlichen Gegenstand dieser Wissenschaft selbst. Diese eigenartige Welt des Sozialen, der sozialen Beziehungen und Gebilde, ist schwer faßbar. Einmal läßt sich dieser Gegenstand nicht leicht aufweisen, es erfordert eine ganz bestimmte Einstellung, um ihn in den Blickpunkt zu bekommen; denn diese Welt des Sozialen ist nicht direkt greifbar, ist nicht so leicht faßbar wie die äußeren Dinge der Natur, etwa die Körperdinge, oder wie die Lebewesen, die man tasten, sehen, riechen oder schmecken kann. Das ist bei den sozialen Dingen nicht der Fall. Die sozialen Gebilde haben etwas Ungreifbares, Schemenhaftes an sich. Das macht, daß sogar manche Soziologen die Existenz dieser Gebilde leugnen, daß sie immer nur einzelne Menschen und bestimmte Beziehungen zwischen diesen Menschen sehen wollen, die Gebilde aber für sie nicht vorhanden sind. Denn es ist tatsächlich schwer, diese „schwankenden Gestalten“ zum Stehen zu bringen, sie gedanklich zu fixieren, als wirkliche Gegenstände aufzuweisen, als etwas, was tatsächlich existiert und außerhalb der einzelnen Menschen diesen als solch Existentes gegenübersteht. Es ist nicht leicht, diese Gebilde „in den Griff zu bekommen.“ Man muß erst einmal sehen, daß es eine solche Welt des Sozialen wirklich gibt, daß sie ein Teilbereich der gesamten Weltwirklichkeit ist, der nicht mit einem anderen Teilbereich zusammenfällt; daß dieser Bereich seine eigenen Gesetze, seine eigenen Wesenheiten, sein eigenes Gefüge hat. Dieser Bereich ist verschieden von der anorganischen Natur, er ist verschieden vom Reich des Biologischen, der Lebewesen, er ist verschieden vom Reich der Seelen und des menschlichen Geistes. Er ist auch nicht identisch mit dem Bereich der Kultur und vor allem nicht mit dem Bereich der ideellen Gegenstände. Er ist ein

eigener Bezirk im Weltganzen, der real ist, dem wirkliche Existenz zukommt. Und dieser Bereich ist der Gegenstand der Soziologie.

Keine Wissenschaft schreitet gradlinig voran; es gibt Störungen, Unterbrechungen, „Krisen“, d. h. aber: Zeiten des Stillstandes und des Rückschrittes. Diese Tatsache hat sehr verschiedene Gründe, einmal Gründe, die in der Eigenart der betreffenden Wissenschaft selbst liegen können, und zum andern Gründe, die außerhalb ihrer, in ihrer Umwelt, in ihrer äußeren Organisation, in den Persönlichkeiten ihrer Vertreter, in Zeitströmungen oder dergleichen zu suchen sind. Und so auch in der Wissenschaft von dem Leben und Bau der Gesellschaft, der Soziologie. Die jeweilige Lage der Soziologie ist im gewissen Grade bestimmt durch die Eigenart ihres Gegenstandes und ihrer Forschungsweisen. Neben dieser inneren Bestimmtheit aber spielt die äußere, diejenige durch die soziale Umwelt, eine große Rolle. Gerade die Soziologie ist eine Wissenschaft, die sehr stark von bestimmten Zeitverhältnissen abhängt. Schon ihre Entstehung zeigt das.

Die Soziologie ist eine noch relativ junge Wissenschaft. Wohl haben die Menschen allezeit über ihre soziale Umwelt nachgedacht, aber eine eigene Wissenschaft von der sozialen Wirklichkeit ist eigentlich erst in der Zeit der großen französischen Revolution entstanden. Hier liegt die Geburtsstunde dieser Wissenschaft. Es war eine Zeit, in der ein altes gesellschaftliches Gefüge auseinanderbrach, in der die alte Ordnung der Stände verankert und eine neue Ordnung an ihre Stelle treten wollte. Diese Zeit des Überganges ist charakterisiert durch das Aufkommen ganz neuer gesellschaftlicher Schichten. Das Bürgertum, der „tiers état“, verlangt nach Führung im Staat; das Bauerntum wird herausgelöst aus seinen feudalen und traditionellen Bindungen; eine neue Klasse meldet ihren Anspruch an: das Proletariat. Der gesellschaftliche Grund und Boden wankte, die staatlichen Gefüge trachten und zerbrachen schließlich. In einer solchen Zeit der sozialen und politischen Unsicherheit drängt es die Menschen dazu, sich Rechenschaft abzufragen über dieses Geschehen, ein Geschehen, dem sie ja nicht bloß als Zuschauer gegenüberstehen, sondern in das sie hineinverflochten sind, an dem sie tätigen Anteil nehmen und das sie nach bestimmten Zielen zu gestalten versuchen. Auguste Comte, den man als den Begründer der Soziologie betrachtet, hat das Wort geprägt: *voir pour prévoir*. Das heißt aber: Erst soll man dieses Geschehen verstehen, seine Bewegungsformen und seine Grundlagen studieren, ehe man handelnd eingreift. Comte stellte der Wissenschaft vom Gesellschaftsleben die Aufgabe, „der erschreckenden revolutionären Verfassung der modernen Gesellschaften ein Ende zu machen, indem sie sich der geistigen Regierung der Menschheit bemächtigt“.

Die heutige Lage der Soziologie ist im wesentlichen durch zwei Merkmale gekennzeichnet. Das eine hat seinen Grund in der inneren Entwicklung dieser Wissenschaft, das andere in der äußeren Entwicklung ihres Gegenstandes: der gesellschaftlichen Wirklichkeit unserer Zeit.

Betrachten wir zuerst das erste Merkmal. Man kann es bezeichnen als die wachsende Verselbständigung der Soziologie als Wissenschaft. Eigentlich bedeutet die Geschichte der Soziologie einen Prozeß der stetig zunehmenden Verselbständigung. Ursprünglich war die Gesellschaftslehre ganz und gar mit der Philosophie verbunden oder sie ging unter in einer vermeintlichen Universalwissenschaft aller Sozialdisziplinen. Aber nachdem schon eine gewisse Selbstständigkeit erreicht war, nachdem der Gegenstand der Wissenschaft: das gesellschaftliche Leben der Menschen, sich schon deutlicher von den Gegenständen anderer Wissenschaften abzuzeichnen begann, hatte die Soziologie dennoch keine volle Selbstständigkeit erreicht, weil man noch nicht recht wußte, in welcher Weise, mit welcher Methode man dieses noch so unbekannte Sozialleben erforschen sollte. Und deshalb ging man auch hier immer von Bekanntem aus und suchte von da aus das noch Unbekannte zu erforschen. Denn das Bekannte bot einen sicheren Boden, man hatte hier schon bestimmte Methoden erprobt. Und so übertrug man z. B. die Methode der Physik, der Biologie oder der Psychologie auf die Wissenschaft der Gesellschaftslehre. Erst heute kommt man immer mehr dazu, diese der Soziologie wesensfremden Methoden abzustreifen und nur mit Methoden zu arbeiten, die dem Gegenstand wesenszugehörig sind.

In dieser Verselbständigung liegt aber eine gewisse Gefahr.



Und zwar in der Hinsicht, daß die heutige Soziologie dazu neigt, allzu „formal“ zu werden, daß sie allzu stark das Systematische betont, die Grundformen der Vergesellschaftung zu sehr in den Vordergrund rückt. Die sozialen Gebilde werden hier gleichsam aus dem Strom des geschichtlichen Geschehens herausgenommen und „für sich“ betrachtet. Das ist zwar eine notwendige Aufgabe der Soziologie, sie ist auch die Voraussetzung dafür, daß auch die heutige soziale Situation zum Verständnis gebracht werden kann. Aber hier ist schon heute eine Wendung zu spüren. Und zwar dadurch, daß der äußere Faktor, der zweite Bestimmungsgrund der Soziologie, in dieser Richtung drängt, nämlich: die soziale Lage unserer Zeit. Und damit gewinnt die Soziologie wiederum ihre eigentliche Aufgabe zurück, die Aufgabe, das „Bewegungsgesetz“ unseres gesellschaftlichen Lebens aufzudecken.

Die Bezogenheit auf die Gegenwart muß noch stärker betont werden. Die Menschen verlangen von der Soziologie nicht nur ein rein formales System von den möglichen oder wirklichen sozialen Beziehungen und Gebilden, sondern sie wollen die Not und Wirrsal unserer Tage verstehen lernen, die Unbegreiflichkeiten dieses gesellschaftlichen Lebens erhellt haben.

Denn diese, unsere Zeit ist wiederum eine Zeit des Überganges, eine Zeit, die der Soziologie besonders schwere Aufgaben stellt. Wieder ist eine Gesellschaftsstruktur zerbrochen, wir stehen mitten in einem Umbau, in einem mehr oder minder großen sozialen Chaos, und eine neue Ordnung der Dinge ist noch nicht recht sichtbar. Der Krieg, die Revolution, die Um-

wälzungen der Wirtschaft und schließlich die große Krise, die die gesamte Weltwirtschaft lähmt, haben ungeheure soziale Auswirkungen zur Folge gehabt. Das Bürgertum befindet sich in einem Prozeß der Auflösung und Umgestaltung; eine neue Schicht, die Angestelltenschaft, erfordert die Beachtung des Soziologen, eine Schicht, die in gewisser Hinsicht noch ideologisch heimatlos ist. Die wachsende Durchorganisierung der Wirtschaft, die Verbandbildung und Kollektivierung, im politischen Leben die wachsende Bedeutung des Massenproblems mit seiner notwendigen Ergänzung, der Führerfrage, die sozialen Folgen der ungeheuren Arbeitslosigkeit — all das sind Probleme, die heute an die Pforte des einsamen Denkers klopfen.

Die sozialen Spannungen innerhalb unserer heutigen Gesellschaft sind so ungeheuer, daß sie dauernd das Gefüge des gesamten Gesellschaftsaufbaues zu zersprengen drohen. Und auch heute noch hat der Soziologe die Aufgabe — und gerade heute in ganz besonderem Maße —, die ihr Comte setzte: den erschreckenden revolutionären Verfassungen ein Ende zu machen und sich der geistigen Regierung der Menschheit zu bemächtigen. Die unvoreingenommene Wissenschaft kann aber durch Verstehen der Gründe, des Werdens und der Entfaltung der sozialen Gebilde und sozialen Strömungen viel zu sozialer Entspannung beitragen. Ein Mensch, der gelernt hat, die soziale Welt richtig zu schauen, wird nicht nur seinen Gesichtskreis beträchtlich erweitern, er wird auch fähig, die Handlungen der anderen besser zu verstehen, er wird toleranter werden. Eine ganz neue Welt geht ihm auf.

# Die Salzungfer

(Schluß)

Erzählung von Magdalene Kind \* Mit Zeichnungen von Félice Desclabissac

Im Eckzimmer neben der Apotheke saß Hombressen dem Apotheker Neuhoß gegenüber. Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß auf dem angegebenen Platz zwischen den Fenstern nichts stand — aber die Tapete wies dort sonderbarerweise eine etwas dunklere Färbung auf, etwa in dem Umfang eines mittelgroßen Schrankes.

Merkwürdig, dachte er, höchst merkwürdig —

Apotheker Neuhoß sprach: „Mein Vetter hatte sich nach der Pensionierung aufs Land zurückgezogen. Die Wohnung einschließlich der Möbel stellte er mir zur Verfügung. — Wir standen uns nicht gut.“

„Das kennt man.“

„Der Altersunterschied war ziemlich groß, und unsere Ansichten gingen auch verschiedene Wege. Um tägliche Reibereien oder, milder ausgedrückt, Unstimmigkeiten zu vermeiden, trennten wir uns. Deshalb bin ich nicht zur Beisetzung hingefahren. Die Apotheke nimmt mich sehr in Anspruch. Sie verstehen —“

„Ich verstehe Sie vollkommen.“ Dann richtete der Notar sein Vermächtnis aus und legte den kunstvoll gearbeiteten Schlüssel auf den Tisch. — Kein Schreiber fungierte als Zeuge. „Das Testament des Verstorbenen liegt dort im Kasten“, er deutete unwillkürlich nach der leeren Stelle zwischen den Fenstern. Seine Hand erstarrte auf halbem Weg in ihrer Geste, und seine eigene Überraschung fand ein Echo in dem Fluch, der nun von seinen Neuhoß folgte.

„Kreuzgewitter — Himmel Donnerwetter nicht noch mal!“

Hombressen hatte den Apotheker noch nie so ausgiebig fluchen hören. „Was fehlt Ihnen denn?“

„Die Hauptsache! Ich habe vor zwei Tagen diesen gottverfluchten Kasten verkauft. Mein Vetter überließ mir ja die Möbel, obwohl das wohl einer seiner zweideutigen juristischen Ausdrücke war — womit ich durchaus nicht beabsichtige, Ihrer Fakultät irgendwie nahezutreten. Wie Sie selbst wissen, war ja kein passender Schlüssel zu dem Mittelschrank da, und der Schlosser sagte: Solche Schlösser könne man heutzutage gar nicht mehr machen.“

„Verkauft haben Sie ihn? — Nun, so kaufen Sie ihn zurück. Bei den Ansichten würde ich es ruhig daran wenden. Wer hat ihn denn gekauft?“

„Die Salzungfer.“

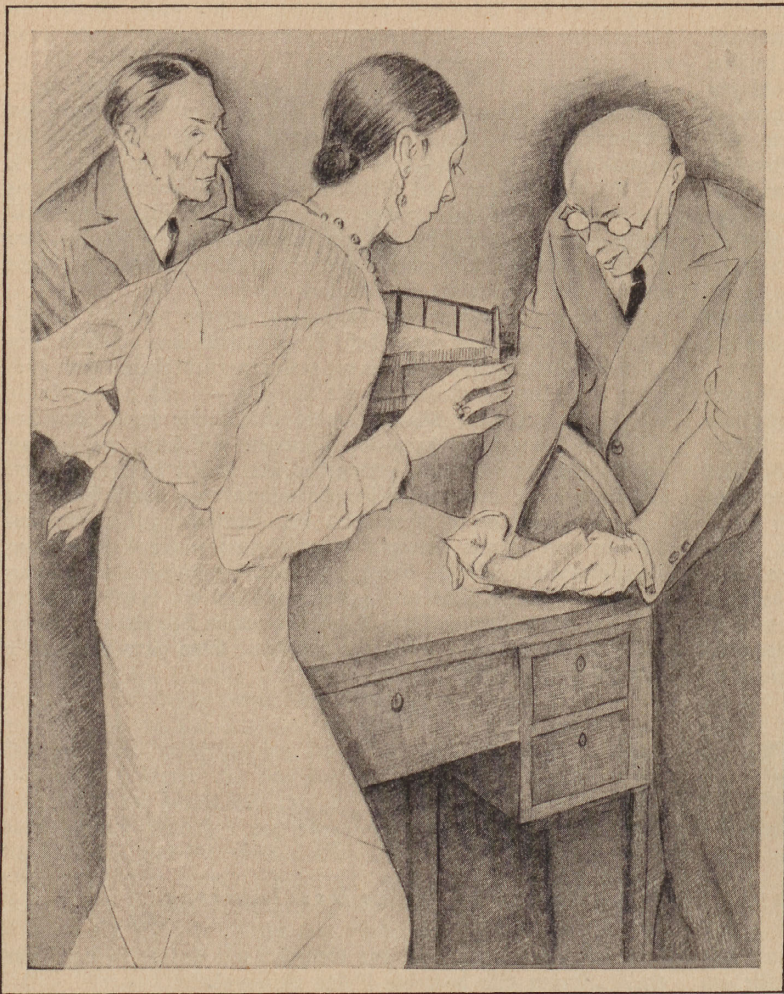
„Ach?“ Hombressen fiel das Gespräch mit Doktor Klingelhöfer ein. „Freien Sie doch die schöne Witfrau!“

„Nein!“

„Sie — man soll eine gute Gottesgabe nicht so ohne weiteres verschmähen.“







„Sie wissen, daß ich vor Jahren einmal eine — eine Enttäuſchung mit Walburg Krönung hatte“, ſagte Neuhoſſ zögernd, „das heißt, es iſt nicht der richtige Ausdruck — ſie hat einen anderen geheiratet oder vielmehr ein anderer hat ſie geheiratet — ich hatte wohl etwas zu lange gezögert —“

„Aber dann halten Sie ſich jezt daran, damit es nicht zum zweitenmal geſchieht! Das Beiſpiel von der Duplizität der Fälle dürfte Ihnen ja bekannt ſein. — Die Gefahr droht ſogar von der Ihnen am nächſten ſtehenden Fakultät — der junge Medikus geht Walburg nach — das Doktorhaus iſt ſehr geräumig und beansprucht eigentlich eine Familie, es verlockt geradezu dazu.“

„Um —“. Mehr ſagte Neuhoſſ nicht. „Eigentlich haben Sie das fragliche Möbelſtück unrechtllicherweiſe verkauft —“

„Bin ich nicht beſtraft genug?“

„Lieber Neuhoſſ, ich werde einmal für Sie auf die Beſchau gehen. Ja? Iſt es Ihnen recht?“

„Aber unverbindlich!“

„Verſteht ſich, mein Lieber.“

Hombrefſen machte es Spaß, aus dem verbohrtten Junggeſellen bei dieſer Gelegenheit einen ſtrahlenden Bräutigam zu machen. Ihm kam das gar nicht ſo ſchwer vor.

„Preiſend mit viel ſchönen Reden, Ihrer Länder Wert und Ja-a-a-a-ahl“, ſang er unterwegs vor ſich hin.

„Habe die Ehre!“

„Nun, Bonifaz Halberneun, wie hält ſich das Leben?“

„Gut — und wie geht es ſelbſt?“

„Ich will zur Salzjungfer!“

„Auf amtlichem Weg?“ Halberneun machte ein ſchlaues Geſicht.

„Sozuſagen —“

Wie Hombrefſen ihr das auseinanderſetzte, da ſchlug Walburg die Arme unter und lehnte ſich gegen das fragliche Schreibpult. Ein Lachen — ein üppiges, übermütiges Lachen ſchallte ihm entgegen.

„Mit dem Stück Möbel hat er mich hineingelegt. Da iſt ja ſchon der Holzwurm drin.“ Sie pochte derb gegen die Seitenwand — winzige Häuſchen von gelblichem Staub lagen hernach auf dem Boden.

Hombrefſen lächelte eigentümlich. „Wenn weiter nichts drin wäre —“, ſagte aber nicht, was er mit dieſen Worten meinte.

„Der Peter Neuhoſſ iſt ein Narr, das weiß ich am beſten — Einer, der nicht weiß, was er will — Einer, der gar nicht wert iſt, daß man ſo viel an ihn denkt — ein Hageſtoß! Ein alter Einſpänner! — Sagen Sie ihm das!“ Mit einem Male war ihr das Weinen näher als das Lachen.

„Aber das ſind ja lauter Injurien“, ſuchte Hombrefſen ſich zu entriſten, doch es gelang ihm nicht.

„Er hat ſich ſchon einmal dumm angeſtellt. Damals habe ich den anderen bloß aus Wut geheiratet. Wenn er partout das wurmſtichige Möbelſtück wiederhaben will, ſo ſoll er mich heiraten! Dann kriegt er es in die Ausſteuer.“

War das eine reſolute Perſon!

„Soll ich ihm das alles wörtlich ausrichten? Ich werde es auszugsweiſe wiedergeben — ich bin überzeugt, ſelbſt das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen —“ Dabei ſchaute der Notar Walburg prüfend in das Geſicht. Sein ſcharfer Inſtinkt ſagte ihm, ſie wußte irgendwie, was der Raunig enthielt. „Warum haben ſie denn gerade den Raunig gekauft, mit dem Sie doch ebenſowenig etwas anfangen können — bloß zum Staat?“

Da ſtammten Walburgs Augen triumphierend: „Ich weiß, was drin iſt!“

„Allo! Das iſt doch eine ganz teuſtlich eingefädelte Intrige — Walburg, freuen Sie ſich nicht zu früh! Amtsrichter Neuhoſſ war ein ganz geriffener Teufel. Sie wiſſen wohl, was drin liegt, aber — noch nicht, was in dem Teſtament drin ſteht.“

Einen Moment ſtutzte Walburg doch. „Der Herr Amtsrichter ſagte zu mir: Luchſen Sie ihm auf dieſe Weiſe das Möbel ab, er tut es, denn mein Vetter liebt Sie noch wie damals, und dann ſtellen Sie ihm Ihre Bedingungen — wenn es ſo weit iſt —, ich ſehe ihn noch vor mir, das Sprechen fiel ihm ſchon ſchwer. Ich habe nicht geglaubt, daß das ſo bald eintreffen würde“, ſprach Walburg nachdenklich, „aber der Herr Amtsrichter war ſehr leidend.“

„Das war ein Jurist von Gottes Gnaden!“ rief Hombrefſen übermütig. „Ich gehe — und hoffe, daß bald ein anderer an meiner Stelle hier ſtehen wird.“

Als er fort war, verſuchte Walburg mit ſämtlichen Schlüſſeln, die ſie in dem weitläufigen Haus aufreiben konnte, das Mittelfach zu öffnen.

Umſonſt —

Der Apotheker erwartete Hombrefſen bereits. Es ſtand ſogar eine Flaſche Wein auf dem Tiſch. „Würzburger Mainausleſe.“

So, ſo — dachte Hombrefſen.

„Nun?! Was hat ſie geſagt?“

„Das kann man nicht ſo wörtlich





wiederholen. Jedenfalls ist sie nicht auf das Angebot eingegangen. Da bleibt Ihnen wohl nur das letzte Angebot übrig."

"Welches Angebot meinen Sie?"

"Nun, das standesamtliche."

"Sie sind ein ganz miserabler Filou!"

"Wieso? Auf diese Weise kommen Sie billiger zur Erbschaft. Oder haben Sie etwas gegen die schöne Witfrau einzuwenden?"

"Ich? Nicht das geringste, aber —"

"Aber dieses Mißverständnis seinerzeit ginge doch wohl beizulegen. In Wirklichkeit ist das längst verjährt." Mehr sagte Hombressen nicht, und ein kleines Lächeln umspielte seine Lippen, wie er Neuhoff ansah.

"Glauben Sie, haben Sie Beweise dafür?"

"Ich glaube, Beweise dafür zu haben — denn wenn eine Frau in einer derart temperamentvollen Weise Nein! sagt, so meint sie in Wirklichkeit: Ja. Sie wissen, Frauen wollen immer das Gegenteil. Es bleibt ihr größter Scharm."

"Ich kenne die Frauen!"

Das bezweifelte Hombressen nun stark, aber er verschwieg dem Apotheker, was die Salzungser gesagt hatte. Er gab nur einen gedrängten Auszug ihrer äußerst heftigen Superlative.

"Weiß sie etwas?" Diese vorsichtige Frage rief ein undefinierbares Lächeln bei Hombressen hervor.

In den wenigen Tagen hatte das Testament in der Phantasie aller Beteiligten ungeahnte Möglichkeiten geweckt.

Noch keine Stunde war vergangen, da sah Hombressen von seinem Schreibtisch am Fenster aus, daß Apotheker Neuhoff einen sehr eiligen Gang vor hatte. Er trug seinen schwarzen Anzug.

"Es ist soweit." Damit trat Neuhoff nach auffallend kurzer Zeit in Hombressens Kanzlei. Der schwarze Anzug stand ihm ganz ausgezeichnet. "Wir haben uns verlobt." Neuhoff verlangte, daß der Rauniz in Beisein einer Amtsperson geöffnet würde.

"Meine Braut gibt ihre Zustimmung."

"Schön", sagte Hombressen und ging mit.

Hinter allen Fenstern sahen sie nach den beiden aus. Die Geschichte war schon „herum“, das hatte Halberneun besorgt.

"Ich hole einstweilen was zu trinken aus dem Keller", sagte der alte Krönung. Erwartungsvoll stand Neuhoff neben Walburg.

Der Schlüssel paßte und öffnete das Gefach. Hombressen nahm ein längliches Kuvert heraus, prüfte gewohnheitsmäßig den Verschluß auf seine Unverletztheit.

Tiefes Schweigen. Hombressen las mit geübtem Tonfall:

"— mein gesamtes Vermögen bestimme ich für gemeinnützige Zwecke", schloß das kaum eine halbe Schriftseite lange Testament.

Das Schweigen vertiefte sich — dann fragte Neuhoff: "Für was für Zwecke? Das sieht ihm ähnlich."

"Das Nähere, Herr Neuhoff, läßt der Erblasser dahingestellt sein." Hombressen verbeugte sich.

"Auf Erbschaften fasten, heißt Hungers sterben", sagte Krönung, der eben aus dem Weinkeller kam, "ich wüßte einen Zweck. Man könnte den Salzfrieden wiederherstellen. Die Sode braucht dringend eine kommunale Hilfe. Ich werde es im Stadtrat vorbringen. Ihre Fassung muß erweitert werden, dann wird sie ausgiebig, und unsere Stadt hat den Vorteil davon. Apotheker Neuhoff, pardon, Sie, Herr Schwiegersohn, können um die Lizenz einkommen, das Quellsalz zu verkaufen."

"Sie sind ein weitblickender Mann."

"Hombressen, man soll für die Allgemeinheit und das eigene Wohl sorgen. Wozu bin ich Stadtrat? Ist das Salz nicht das Nächstliegende?"

Apotheker Neuhoff lächelte. "Es ist unentbehrlich für das Leben."

Hombressen schüttelte dem Brautpaar lächelnd die Hände. "Nicht immer ist Justitia blind. Diesmal hat sie einen sehend gemacht — was, Neuhoff?"

Denselben Abend noch erfuhr Doktor Klingelhöfer von der Verlobung. Wie er die steile Steintreppe zum Doktorhaus hinaufging, schaute er unwillkürlich nach dem alten Spruch, der über der Tür stand, von einer Astulapfslange umschlungen:

"Ich heile alle Wunden, / Nur die der Liebe nicht."

# Im Wunderreich der Zahlen

Eine kurze Plauderei über unterhaltsame mathematische Dinge

Von Günther Wünsche

Die meisten von Ihnen, verehrte Leserinnen und Leser, die ich in den folgenden Zeilen mit einer kleinen Auswahl ergötzlicher Dinge aus der Unterhaltungsmathematik bekannt machen möchte, werden sicher nicht im geringsten jene höchst verwunderlichen Eigenheiten vermuten, die die natürlichen Zahlen des uns geläufigen Zehnersystems, mit denen wir von Kindheit an zu rechnen gewöhnt sind, aufweisen.

Es sind mehr als bloße, etwa durch Zufall bedingte Eigenschaften, die wir da vorfinden; es sind eherne, im Dezimalsystem begründete Gesetzmäßigkeiten allerhöchster Ordnung, denen wir begegnen, wenn wir den mannigfachen Zahlenkombinationen forschend nachgehen. Die folgenden Erörterungen werden zeigen, daß es selbst keine Übertreibung bedeutet, wenn wir von einem Leben sprechen, das den Zahlen innewohnt. Kurzum: Wir haben in unseren Zahlen eben nicht jene nüchternen, jeglichen eigenen Lebens entbehrenden Zeichen vor uns, als die sie von denjenigen, die seit ihrer Schulzeit mit den Ergebnissen der mathematischen Wissenschaften auf Kriegsfuß stehen, leider allzuoft hingestellt werden.

Wer nicht ohne weiteres glaubt, dem beipflichten zu können, wird durch die nachstehenden Betrachtungen und Beispiele hoffentlich bald eines Besseren belehrt werden.

Zunächst ein Beispiel, das Sie mit Leichtigkeit selbst sofort nachprüfen können!

Schreiben Sie bitte, wie in dem durchgeführten Beispiel gezeigt ist, eine zweistellige Zahl (73) auf und ziehen von ihr die durch Umkehrung der Ziffernreihenfolge gebildete Zahl (37) ab. (Gegebenenfalls ist es nötig, die beiden Zahlen zu vertauschen!) Kehren Sie nun in dem Zwischenergebnis (36) wieder die Reihenfolge der Ziffern um und addieren aber jetzt die „umge-

kehrte" Zahl (63) zu dem vorigen Ergebnis, so erhalten Sie stets — ganz gleichgültig, welche zweistellige Zahl ursprünglich gewählt wurde — als Endergebnis 99! Bitte probieren Sie die Sache nochmals mit an-

73	Führen Sie nun die	823
— 37	erwähnten Operationen	— 328
36	mit einer dreistelligen	495
+ 63	Zahl aus, so beträgt	+ 594
99	das Endergebnis stets	1089

99 als Resultat!

Ganz besonders reizvoll erscheinen diese Dinge bei vierstelligen Zahlen!

Haben Sie beispielsweise schon einmal in der Art, wie es das folgende Beispiel zeigt, eine Summation der ungeraden Zahlen durchgeführt? — Gewiß nicht! Aber das Ergebnis, das Sie auf die Reihe der sogenannten Quadratzahlen führt, wird sicher Ihr Erstaunen hervorrufen!

$$\begin{aligned}
 1 &= 1 = 1^2 \\
 1 + 3 &= 4 = 2^2 \\
 1 + 3 + 5 &= 9 = 3^2 \\
 1 + 3 + 5 + 7 &= 16 = 4^2 \\
 1 + 3 + 5 + 7 + 9 &= 25 = 5^2 \\
 1 + 3 + 5 + 7 + 9 + 11 &= 36 = 6^2
 \end{aligned}$$

Wer bisher die Zahlen lediglich als ein dem Menschen gefügiges, nacktes Rechenymbol betrachtet hat, wird gar bald dessen bewußt werden, daß es sich hierbei nicht um Dinge handelt, deren Aufbau reinen Zufälligkeiten unterworfen ist, sondern von unumstößlichen Gesetzen beherrscht wird.

Überaus deutlich zeigen dies auch die nachstehenden, eigenartig aufgebauten Zahlenfolgen:



$$\begin{array}{ll}
3 \cdot 37 = (1 + 1 + 1) = 111 & 3 \cdot 3 \cdot 12345679 = 111111111 \\
6 \cdot 37 = (2 + 2 + 2) = 222 & 6 \cdot 3 \cdot 12345679 = 222222222 \\
9 \cdot 37 = (3 + 3 + 3) = 333 & 9 \cdot 3 \cdot 12345679 = 333333333 \\
12 \cdot 37 = (4 + 4 + 4) = 444 & 12 \cdot 3 \cdot 12345679 = 444444444 \\
15 \cdot 37 = (5 + 5 + 5) = 555 & 15 \cdot 3 \cdot 12345679 = 555555555 \\
18 \cdot 37 = (6 + 6 + 6) = 666 & 18 \cdot 3 \cdot 12345679 = 666666666 \\
21 \cdot 37 = (7 + 7 + 7) = 777 & 21 \cdot 3 \cdot 12345679 = 777777777 \\
24 \cdot 37 = (8 + 8 + 8) = 888 & 24 \cdot 3 \cdot 12345679 = 888888888 \\
27 \cdot 37 = (9 + 9 + 9) = 999 & 27 \cdot 3 \cdot 12345679 = 999999999
\end{array}$$

$$\begin{array}{llll}
1 \cdot 91 = 091 & 1 & .9 + 2 = & 11 \\
2 \cdot 91 = 182 & 12 & .9 + 3 = & 111 \\
3 \cdot 91 = 273 & 123 & .9 + 4 = & 1111 \\
4 \cdot 91 = 364 & 1234 & .9 + 5 = & 11111 \\
5 \cdot 91 = 455 & 12345 & .9 + 6 = & 111111 \\
6 \cdot 91 = 546 & 123456 & .9 + 7 = & 1111111 \\
7 \cdot 91 = 637 & 1234567 & .9 + 8 = & 11111111 \\
8 \cdot 91 = 728 & 12345678 & .9 + 9 = & 111111111 \\
9 \cdot 91 = 819 & 123456789 & .9 + 10 = & 1111111111
\end{array}$$

Ferner stößt man bei der Bildung gewisser Reihen von Quadratzahlen auf Merkwürdigkeiten in der Anordnung der Ziffern, die selbst demjenigen eine heilige Scheu vor dem gewaltigen Gebäude der Zahlen einflößen, der bislang über alle Dinge, die mit den Gesetzen des Zahlenreiches in irgendeinem Zusammenhang stehen, kalt lächelnd hinweggegangen ist.

Die beiden folgenden Zahlengruppen veranschaulichen derartige bemerkenswerte Quadratzahlenreihen.

$$\begin{array}{l}
5^2 = 25 \\
25^2 = 625 \\
625^2 = 390625 \\
90625^2 = 8212890625 \\
890625^2 = 793212890625 \\
2890625^2 = 8355712890625 \\
12890625^2 = 166168212890625 \\
212890625^2 = 45322418212890625 \\
8212890625^2 = 6745157248212890625 \\
\hline
6^2 = 36 \\
76^2 = 5776 \\
376^2 = 141376 \\
9376^2 = 87909376 \\
\hline
1787109376^2 = 319759921787109376
\end{array}$$

Das sich nun anschließende Multiplikationsbeispiel führt dem Leser sehr deutlich vor Augen, daß uns bisweilen schon bei der Ausführung der einfachsten Rechnungen Zahlenzusammenstellungen entgegentreten können, die ihrer Eigentümlichkeit wegen unser Interesse beanspruchen.

$$\begin{array}{r}
142857 \cdot 326451 \\
\hline
42857 \quad 1 \\
2857 \quad 14 \\
857 \quad 142 \\
57 \quad 1428 \\
7 \quad 14285 \\
\hline
142857 \\
\hline
46635 \quad 810507
\end{array}$$

Zum Schluß möchte ich noch auf eine merkwürdig erscheinende Beobachtung hinweisen, die Sie selbst machen werden, wenn Sie beispielsweise die Reihe der Siebentel, also die gemeinen Brüche  $\frac{1}{7}, \frac{2}{7}, \frac{3}{7}, \dots, \frac{6}{7}$ , in Dezimalbrüche umrechnen. Sie werden, wie es auch die angegebene Zusammenfassung der Resultate zeigt, auf sogenannte periodische Dezimalbrüche stoßen, die derart beschaffen sind, daß in jedem der Fälle ein und dieselbe Ziffernfolge als Periode erscheint, allerdings mit dem jeweiligen Unterschied, daß stets mit einer anderen ihrer Ziffern begonnen wird.

$$\begin{array}{ll}
\frac{1}{7} = 0,142857 \quad 142857 \dots & \frac{4}{7} = 0,571428 \quad 571428 \dots \\
\frac{2}{7} = 0,285714 \quad 285714 \dots & \frac{5}{7} = 0,714285 \quad 714285 \dots \\
\frac{3}{7} = 0,428571 \quad 428571 \dots & \frac{6}{7} = 0,857142 \quad 857142 \dots
\end{array}$$

Oftmals bedarf es schwieriger mathematischer Überlegungen und Entwicklungen, um einen Einblick in die Feinstruktur des gewaltigen Flechtwerkes der Zahlen zu gewinnen. Wäre es wohl ohne Zuhilfenahme mathematischer Formulierungen sonst möglich, einen strengen Beweis dafür zu erbringen, daß die beiden Zahlen 2 und 4 das einzige Paar positiver, ganzer Zahlen darstellen, das eine Verknüpfung von der Form  $2^a = 4^b$  ermöglicht?

„Wer ein mathematisches Buch nicht mit Andacht ergreift und es wie Gottes Wort liest, der versteht es nicht.“

Daß diese Worte, die einst ein Dichter prägte, bis auf den heutigen Tag ihre Gültigkeit bewahrt haben und dies fortan bis in alle Ewigkeit der Fall sein wird, zeigen in bescheidenem Maße die vorangegangenen Ausführungen.

# Cecil Rhodes' Grabmal

Von Erna Pinner

Die Matoposberge liegen in der englischen Kolonie Rhodesien in Südafrika. Rhodesien wurde von Cecil Rhodes gegründet in der Idee, durch dieses Land eines Tages den Weg von Kapstadt nach Kairo zu führen.

Cecil Rhodes war der Sohn eines englischen Predigers. Er kam als junger Student seiner Gesundheit wegen aus Oxford zu seinem Bruder nach Südafrika. Gerade um diese Zeit, es war im Jahre 1868, fand man in Kimberley in Transvaal die ersten Diamanten. Wer nur irgend konnte, steckte sich fiebernd damals kleine Felder auf der diamantenreichen Mine ab und fing an zu graben. Auch Rhodes hatte sich von den 600 Claims, so nannte man diese Felder, ein paar abgesteckt. Die Claims waren sehr klein, 30 Fuß lang und 30 Fuß breit. Wer fleißiger war als der andere, grub daher tiefer, und logischerweise stürzte dadurch ein Schacht in den anderen. Es gab ein furchtbares Durcheinander.

Hier zeigte Rhodes zum erstenmal seine ganze organisatorische Kraft. Er brachte alle Diamantengräber unter einen Hut, bewies den zum Teil sehr abenteuerlichen Menschen, daß ein wissenschaftliches Vorgehen die Grube und die Diamanten retten könne. Er gründete die heute noch größte Diamantengesellschaft „De Beers“. Er schlug Schächte und ließ die Grube von unten her abtragen. Ähnlich geschah es mit ein paar anderen Minen, die noch gefunden wurden. Bald waren die

De Beers der Mittelpunkt Afrikas. Südafrika lebte von ihnen und gewann sein Kapital durch diese Gründung Cecil Rhodes'.

Die Gesellschaft baute Bahnen, Städte, Parks, Gärten, Villen, Autostraßen, gründete Universitäten und Museen. Kurz, sie verwandte, zumal Rhodes und sein Helfer Alfred Beit, ihren Reichtum sehr human im Interesse des Landes.

Zwischen dem Kap und Johannesburg hatte ich nicht nur überall die industriellen und weitblickenden Schöpfungen dieses Engländers gesehen, ich hatte auch viel von der Geschichte seines einsamen Grabes gehört. Ich fuhr also mit der Bahn nach Bullawayo, um in den nahen Matoposbergen das Grab von Rhodes zu besuchen. Ich wußte, daß der Ort, wo das Grab liegt, genau von Rhodes in seinem Testament bestimmt worden war.

Lange fuhr ich mit dem Auto durch den südafrikanischen Busch. Es war Winter. Die Landschaft war verdorrt von der Sonne und dem fehlenden Regen. Nur die Kandelaber-euphorbia, ein mächtiger Kakteenbaum, stand smaragdgrün gegen den gläsernen Himmel. Plötzlich und unvermittelt stiegen hinter dem Busch steile, schwarz polierte Felsblöcke auf. Eine Steinlandschaft begann mit Tausenden von immer neuen Hügeln, baumlos und ohne jegliches Grün. Ich kletterte über polierte, schiefe Felsböden und fand auf einem Hochplateau in

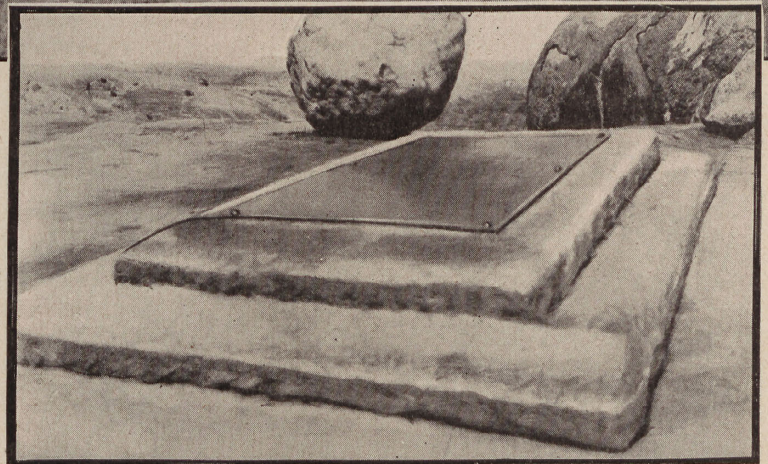




Negerkral in den Matoposbergen

atemberaubender Einsamkeit die Grabplatte mit der Inschrift „Hier liegt Cecil Rhodes“. Riesenfelsblöcke, orgydrün, schwefelgelb, rostrot patiniert, sind seine Wächter. Große, bunte Eidechsen mit violetter Leib huschen über das glühende Gestein.

Diesen unheimlichen und grandiosen Platz hatte sich Rhodes nicht nur aus dekorativen Gründen gewählt. Der Platz ist eng verbunden mit der Geschichte Rhodesiens und mit einer Tat von Rhodes, die als eine der kühnsten in der Geschichte des afrikanischen Imperialismus gilt. Vor hun-



Eine einfache Platte deckt Cecil Rhodes' Grab

Eine Matabele-Rikscha im alten Kriegsschmuck



willigen von Rhodes. Es gab sehr viele Tote, es gab Seuchen, die Matabele bekamen die Blattern und die Malaria, und Lobengula sogar die Pest. Er floh und starb.

Dieser Umstand gereichte Rhodes zu unverhofftem Glück. Denn ein paar Jahr später, als es wieder Krieg gab, konnten die paar hundert Freiwilligen von Rhodes die ihres größten Selben beraubten Matabele so gründlich schlagen, daß sie sich für immer und endgültig in die Matoposberge zurückziehen mußten.

Hier beging Rhodes seine kühne Tat, die bewies, daß er nicht nur ein großer industrieller Organisator war, sondern auch ein persönlich unerschrockener Mensch. Er stieg unbewaffnet in die Felsen hinauf, und seine geschickten Verhandlungen mit den Matabelechefs endeten mit einer völligen Unterwerfung unter England.

Das geschah genau an der Stelle, wo heute der tote Rhodes im Grabe liegt.

An seinem Grab aber steht ein guter Matabele. Er grinst unentwegt, während er mit geschultertem Gewehr das Grab des größten Würgers seiner Rasse hütet. Sein rabenschwarzes Gesicht leuchtet aus seiner khatifarbenen englischen Soldatenuniform.

Hier oben in den steinigen Matoposbergen Südafrikas liegt Cecil Rhodes, der große Engländer, der als Zivilist mit zähester Energie Südafrika für England erobert hatte und der, als er starb, sagte: „So wenig getan und noch so viel zu tun!“

dert Jahren hatten nämlich die Zulus ganz Südafrika erobert. Im heutigen Rhodesien blieb ein Stamm, die Matabele, mit ihrem Führer Moselikatse. Die Matabele waren ein ausgesprochener Neger-Kriegerstamm. Und Moselikatse war ein großer Feldherr. Mit einem seiner Nachfolger, Lobengula, schloß der unermüdet tätige Rhodes einen Vertrag ab. Die von Rhodes gegründete englisch-afrikanische Handelsgesellschaft gab dem Lobengula einige Gewehre, einen kleinen Dampfer und hundert Pfund im Monat. Dafür war ihm die Ausbeutung sämtlicher mineralreicher Bergwerke gestattet. Das Geschäft war auch für Lobengula nicht so übel, aber eines Tages hatte er trotzdem keine Lust mehr. Es gab also Krieg mit den Frei-



Kandelaber-Euphorbia in den Matoposbergen



# Der Rekordflug

Skizze von Fritz Martin Rintelen

Die große Flugveranstaltung hatte schon begonnen, als Cläre Eschweiler und Bobby Jansen, ihr Verlobter, bis dicht an die Flugzeughalle herangefahren kamen. Der flinke silbergraue Wagen hielt jäh an, und seine Lenkerin ließ sich von ihrem Begleiter heraushelfen.

Während über dem Flugplatz zwei Ballonspringer mit lustigen Siebenmeilenstiefelsprüngen einander jagten, wurde Hans Bretting, der heute den Höhenflugrekord brechen wollte, zu seinem Flugzeug Greif geführt. Es stand wie ein märchenhaftes großes, tapferes und treues Tier vor der Halle.

Cläre und Bobby erkannten den Freund kaum in seiner abenteuerlichen Vermummung. Aber die begeisterten Zurufe, mit denen der junge Flieger begrüßt wurde, gaben ihnen Gewißheit. Cläre lief, gefolgt von Bobby Jansen, über das Feld. Der lange Hans mußte von seinen Begleitern fast getragen werden, so schwer und ungefüge war seine Ausrüstung: dreifache wollene Unterkleidung, dicke Tuchhosen, Pelztiefel und Pelzhandschuhe, über der Fellweste eine weite Lederjoppe, die mit Flaumfedern ausgefüllt war. Der Sauerstoffbehälter drückte auf seinen Rücken. Unter der Pelzkappe umschloß eine warme, weiche Gesichtsmaske mit runden, blanken Augengläsern seinen ganzen Kopf.

Er wurde auf die Maschine gehoben. Wie ein fetter, plumper Bär fiel er auf den Führersitz. Cläre und Bobby drängten mit anderen Freunden heran, um unter fröhlichen Wünschen die großen Pelztaschen zu schütteln.

„Viel Glück!“ rief Cläre Eschweiler mit ihrer hellen Kinderstimme.

Ich habe kein Glück mehr, dachte Bretting und sah das Mädchen, das er selbst liebte, am Arm des Freundes stehen. Schon begann der Propeller sich zu drehen. Die Umstehenden sprangen zurück. Der Flieger packte die Steuerung. Ein Zittern durchlief den Leib des Maschinentiers. Jetzt löste es sich vom Boden und schwang sich mit breiten, lichtbeglänzten Flügeln in weiten Kreisen empor.

Der junge Flieger hörte die zehntausend Zuschauer ihre Grüße schreien, sah noch ihr buntes Winken mit Hüten und Tüchern. Dann stürzte die Erde unter ihm schnell hinab.

Der Höhenmesser zeigte erst vierhundert Meter an. In gleichmäßigen Windungen schraubte sich Hans Bretting höher. Die Temperatur sank, aber noch spürte er es nicht durch seine dicken Säulen hindurch. Dann verdeckten ihm weißliche Schleier die Sicht in die Tiefe.

Von jetzt an starrten seine Augen unablässig auf die Apparate vor ihm. Er fühlte nun auch die Kälte durch Fell und Federn hindurchdringen. Der Vogel Greif hatte die Höhen der deutschen Berge überflogen. Er ließ den Gipfel Europas unter sich. Er schwang sich kreisend höher auf; kein Falke, kein Adler konnte ihm folgen. Die höchsten Gebirge der Welt erreichten seine kühne Einsamkeit nicht mehr. Die Säule im Quecksilberthermometer war zu einem Kügelchen zusammengeschrumpft; das Weingeistthermometer zeigte dreißig Grad Kälte. Die Sonne übergieß das Flugzeug mit klarem Licht, aber sie wärmte in dieser Höhe nicht mehr. Das Brausen des Motors und des Propellers wurde leiser; die Luft war dünn geworden.

Hans hatte lange gezögert, den Sauerstoffapparat zu benutzen. Er mußte sparsam sein. Aber jetzt schwoll das Blut in seinen Adern und schlug an seine Schläfen, als ob es aus ihm hervorbrechen wollte. Der Sauerstoff behob den schmerzenden Druck und die lästige Atemnot.

Das Herz des jungen Fliegers klopfte hart und ungezügelt. Plötzlich überfiel den Tapferen eine lähmende Angst. Er hatte sich umgesehen und war erschrocken vor der ungeheuren Weite des leeren Raums, in dessen kalter Stille er schwebte. Die Beklemmung wich jedoch schnell einer seltsamen Erstarrung seines Gefühls. Sein Leben mit allen Hoffnungen und Enttäuschungen, Liebe und Leid vergingen zu nichts.

Er war losgelöst von der Erde. Was galt es in dieser übermenschlichen Unendlichkeit, ob drunten ein Mädchen ihn liebte oder nicht!

Mit neuen Atembeschwerden und wieder schmerzlichem Blutdruck wechselte sein überreiztes Empfinden noch einmal. Diese Todeseinsamkeit war dennoch entsetzlich und für den Lebendigen unerträglich. Konnte überhaupt ein Mensch ganz allein sein? „Ach, Cläre!“

Mit wütenden Geierkrallen überfiel ihn sein täglicher Jammer. Wozu auf die Erde zurückkehren, wenn er dort den Weg zum geliebtesten Menschen nicht mehr fand! Alle Qualen der letzten Wochen stürmten übermächtig auf ihn ein. Er schrie unter der Maske ihren Namen, ungehört in der erdfernen Einsamkeit. Aber Mutter Erde gibt ihre Kinder nicht frei; sie zieht alle an ihre Brust und zuletzt in ihren Schoß zurück.

Der Vogel Greif stieg noch immer. Da schwanden seinem Führer die Sinne.

Das Flugzeug stellte sich steil, fast senkrecht, und fiel jäh mit rasender Schnelligkeit. Die zehntausend Besucher des Flugfeldes, denen Hans Bretting im blendenden Flimmerlicht der Höhe entschwunden war, sahen plötzlich einen Punkt in der Luft, der sich erschreckend rasch vergrößerte. Schon war es unzweifelhaft: Der Greif stürzte ab.

Ein Schrei des Entsetzens gestellte.

Cläre Eschweiler klammerte sich an ihren Verlobten.

Zieher Gott, hilf! dachte Bobby Jansen einfältig und inbrünstig.

Dreitausend Meter über der Erde gelang es dem jungen Flieger, die Ohnmacht von sich abzuschütteln. Er erkannte sofort die drohende Gefahr, und während ihn jetzt wieder der glühende Lebenswille seiner Jugend erfüllte, griff er, zuerst fast automatisch, nach den Hebeln der Steuerung.

Die breiten Flügel des Maschinenvogels drehten sich der Luft entgegen, die den Stürzenden umheulte. In etwa fünfzehnhundert Meter Höhe konnte Bretting sein Flugzeug wieder zum Gehorsam zwingen.

Liebes Leben! dachte er im sanften Gleiten des Flugzeugs. Mein junges liebes Leben, ich komme wieder. Und in der heißen Freude über seine Rückkehr auf die Erde gelobte er: „Wenn mir die Landung gelingt, so will ich Cläre ein zuverlässiger Freund bleiben. Ich werde nicht versuchen, ihren Entschluß zu ändern. Ich werde ihr nicht Kampf, sondern Ruhe und Freundschaft bringen. Vielleicht braucht sie später einmal einen treuen Kameraden.“

Ein neues, tieferes Gefühl erfüllte ihn: Er begehrte nichts für sich selbst, er wollte nur noch geben. Und was verlangt wahre Liebe mehr? Das Dasein kann plötzlich ein Ende haben. Dann ist es auch der Liebe nicht möglich, Versäumtes nachzuholen.

Die Schwingen des Vogels Greif trugen Sonnenlicht. Er senkte sich langsam, untertan seinem Lenker.

Hans Bretting landete mitten auf dem Flugplatz.

Die Freunde rannten herbei, hoben den Erschöpften von seinem Sitz, rissen ihn in ihre Arme, zogen ihm Kappe und Maske vom Kopf, lasen die erreichte Höhe von den Instrumenten ab und beglückwünschten ihn lärmend zu dem neuen Rekord, der ringsum von den Lautsprechern verkündet wurde.

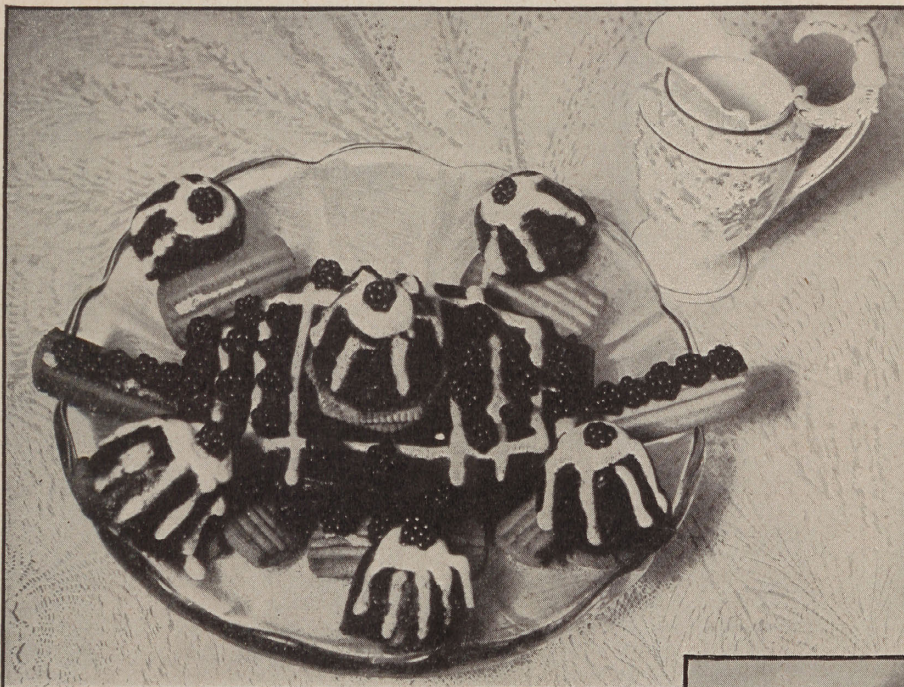
Cläre Eschweiler stand vor Hans, lachend und mit Tränen in den Augen. Sie blickte in sein bleiches Gesicht, reichte ihm die Hand, dann zog sie Bobby Jansen eilig mit sich fort. „Kommt! Er muß mit sich allein sein.“

Die Dämmerung zog heran. Ein Feuerwerk beendete die große Flugschau. Vom Platz fuhr krachend eine goldene Raketengarbe in die Luft.

Der lange Hans saß schon in einer Kraftdroschke und fuhr in die Stadt. Ein paar hundert Meter vor ihm knatterte der kleine silbergraue Zweiflüger Cläre Eschweilers. —



# Süße Speisen im Handumdrehn!



Links:

## Kalter Brombeerpudding

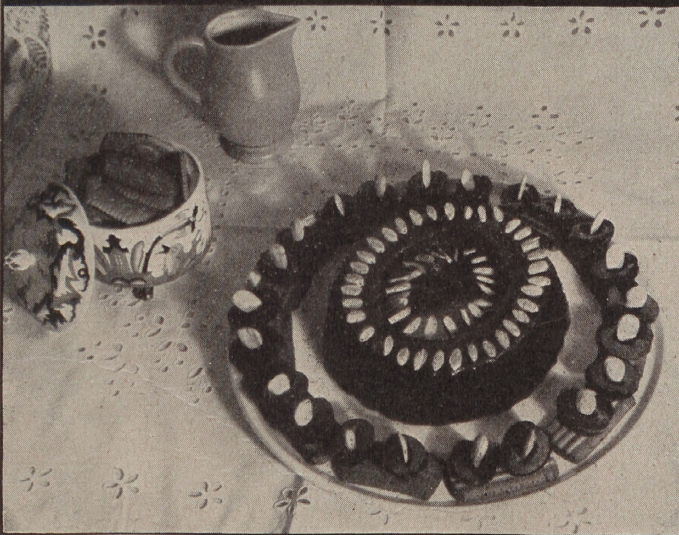
1 l Brombeersaft, 125 g Zucker,  $\frac{1}{2}$  Pfd. Biskuit, 15 g rote Gelatine. Weichgekochte reife Brombeeren, die man gut süßen muß, reibt man durch ein Sieb und gibt zu 1 l Brombeersaft 15 g rote aufgelöste Gelatine. Von Biskuit baut man in einer glatten Kuppelform einen Scheiterhaufen auf, über den man die Brombeersüßigkeit füllt. Einen Teil der Masse füllt man in kleine Tassen. Der Pudding muß erstarren, wird gestürzt, mit eingezuckerten schönen Brombeeren und gepflüster Sahne oder Eiweißschnee garniert und mit Milch oder Sahne gereicht.

Unten:

## Weintraubenpudding

125 g Butter, 8 Eier, 125 g feingestoßene Mandeln, 250 g Zucker, Zimt, etwas Zitronenschale, 375 g abgeseihtes Weißbrot, 1 Suppenteller voll abgepflückter reifer Weintrauben. Man rührt die Butter zu Sahne, gibt Eidotter, Zucker, Gewürz und das Weißbrot dazu und mischt, nachdem die Masse stark gerührt ist, die Beeren nebst dem Eiweißschaum hinzu. Man garniert mit eingelegten Früchten und Weinbeeren.

Rezepte und Aufnahmen: Jenny Schneider



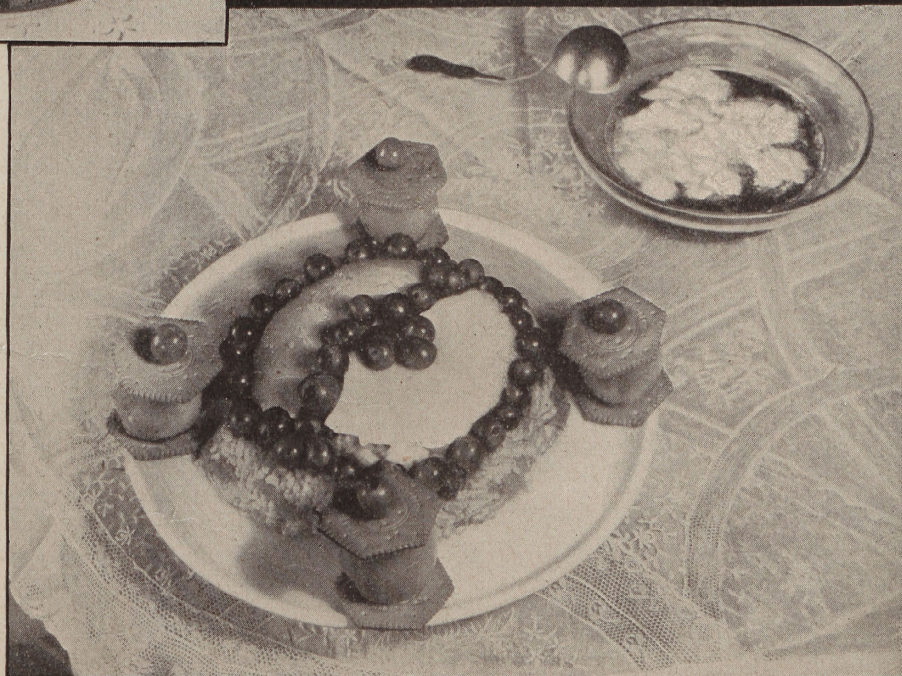
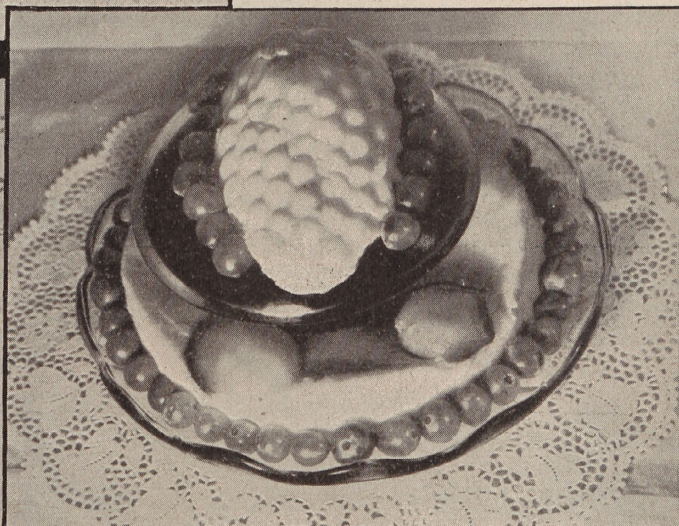
## Pflaumenpudding

500 g reife Pflaumen, 125/200 g feinen Zucker, 15 g weiße Gelatine oder 4 bis 5 Eßlöffel Mondamin, 125 g süße Mandeln. Man nimmt zu 500 g reifen Pflaumen  $\frac{1}{4}$  l Wasser, in welchem man sie weichschmort und dann durch ein Sieb reibt, worauf man die Masse je nach der Süße der Pflaumen mit 125 bis 200 g feinem Zucker vermischt. 15 g weiße Gelatine löst man in  $\frac{1}{4}$  l Wasser auf oder 4-5 Eßlöffel Mondamin, setzt sie den Pflaumen zu und füllt die Masse in eine mit Wasser ausgespülte glatte Form. Man läßt den Pudding erkalten, stürzt ihn und garniert ihn mit verschieden geschnittenen süßen Mandeln. Der Pudding wird mit Schlagoblate oder mit süßer Milch serviert. Man reicht kleine Butterteller dazu.

Rechts:

## Traubenpudding mit Reis

250 g Reis werden in Milch, etwas Salz, Zucker, ganzem Zimt weich- und nicht zu steif gekocht. Zugleich gibt man länglich geschnittene Mandeln in etwas Wasser, fügt 2 Tassen Wein, Zucker, Zitronensaft und -schale, Korinthen und in Scheiben geschnittene Apfel hinzu und läßt sie weich werden und macht die Soße mit etwas Mondamin sämig. Dann gibt man in die Form eine Lage Reis, eine Lage Apfel, eine Lage Weinbeeren, den Schluß macht eine dünne Lage Mondamin. Kalt stürzt man den Pudding auf eine Schüssel und reicht Weinsoße dazu.





# Herbstgedanken

Von  
Marie von Hutten

Unser Berghaus steht still und weiß in der blaugoldenen Herbstsonne und sieht die kupfergleisende Pracht der waldigen Speßart-hügel, die es umkränzen. Im Garten wenden Sonnenblumen ihrem Gott das goldene Antlitz zu, und über allem ist die Stille und Menschenferne, die dem eigenen Tun und Lassen königliche Freiheit gibt.

Es sind die Tage der Reife, und die Ernte ruft. Am Morgen hängen Nebel über den Speßartbergen, aber dann geht oft strahlend ein blauklarer Tag aus ihnen hervor. Klarheit — das ist die Losung dieser Herbstwochen. Es ist nicht eine Zeit der Träume, sondern eine Zeit, die mit ihrer Kraft und Fülle wie mit ehernen Trompetenstößen zum Handeln ruft, zur Tat. Nun heißt es „dienen“ — nicht fragen nach eigenen Wünschen oder eigener Ermüdung. Aber dafür ist es auch ein wunderbares Empfangen; der Segen quillt aus den Händen Gottes unmittelbar in die unseren.

Rauch steigt von einer der noch grünen Weidewiesen auf. Ganz langsam trägt die stille Luft ihn aufwärts, er breitet sich aus, hängt feierlich über der Flur. Ist es nicht wie Opferrauch, der von einem holzgeschichteten Altar empordringt zur Gottheit? Vom Altar Abels, der die Erstlinge seiner Früchte darbringt, das Beste und Erlesenste, das ihm geworden ist? Es mußte sich im Feuer verzehren, und der Duft dieses Opfers steigt empor zum Angesicht Gottes.

In den nördlichen Ländern wird am Dankfest die Kirche reich geschmückt mit Ähren, Früchten, Erntegaben aller Art, und wenn die Feier vorüber ist, wird alles unter die Armen verteilt. Immer der nämliche Gedanke — der des Opfers. Denn Opfern und Geopfertwerden ist das letzte Wort aller Erfahrungen, alles Erlebnis, aller Weisheit. Und wer sich dagegen wehren will, bleibt ewig im Reich der Unverständigen und Toren. Es gilt Verstehen und Bejahen — dann erst wird das Opferfeuer zu Licht und Wärme.

Licht und Wärme — was heißt das anders als Liebe? Von allem, was uns noch geblieben ist, von den Dingen, die nie verlorengehen, was immer auch an äußerer Erscheinung durch die Ereignisse gewandelt und zerbrochen wird, ist sie das Beste. Angesichts einer haßverzehreten Welt scheint es fast torhaft, von Liebe zu reden. Aber sie ist da — trägt und erhält die Welt, blüht und reift, brennt und verzehrt sich. Sie ist das Natürliche, da ja die ganze Schöpfung von der Liebe Gottes ausstrahlt.

Denn alles Geschehen ist nur eins, getragen von den beiden Grundsäulen: Leben und Liebe. Leben ist Opfervollzug — Liebe ist Bejahung . . . die beiden widersprechen einander nicht, sondern gehören innig zusammen. Haß aber, Selbstsucht und alles, was verneint, ist das Tödlche, das Unnatürliche, das, was ewig außerhalb steht. O Klarheit dieser lichtblauen Tage! Sie läßt uns nicht nur Stimmen vernehmen aus einer Entfernung, die zu anderen Zeiten unserem Gehör unerreichbar ist — sie bringt uns auch Erkenntnis, öffnet uns Augen und Herz für das Unsichtbare.

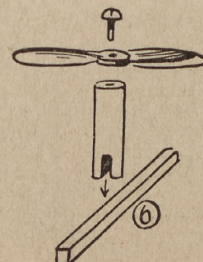
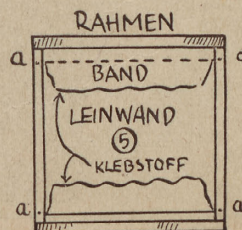
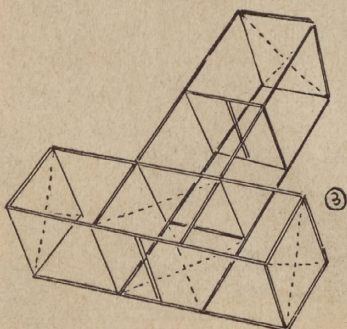
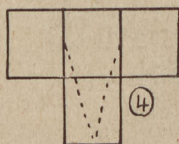
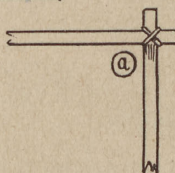
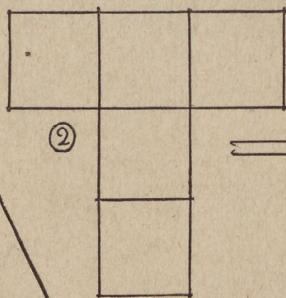
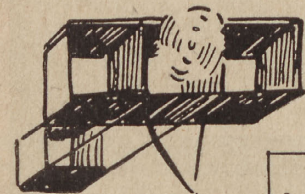
Ich sitze an meinem Berghang in der milden Sonne, der etwas von Duft und Süße reifer Trauben eigen ist, und schaue ins Weite. Da steigt jenseits von Tal und Städtchen auf einem anderen Berghang eine Straße in weiten Windungen aufwärts. Zu anderen Jahreszeiten kann man sie nicht sehen, denn im Frühling steht eine weißduftige Blütenwand davor und im Sommer goldene Ährenfülle. Im Winter löst der Schnee die Grenzen und Umrisse aus. Aber jetzt im Herbst, wo die Bäume, müde von erfüllter Pflicht, die Blätter erdwärts hängen und die abgeernteten Felder demütig des Neuen harren, das mit ihnen geschehen wird, jetzt zeichnet sich die Straße scharf ab, klettert den Berg hinan und verliert sich oben im Dunkel weiter Wälder.

Ich bin sie oft gegangen, und die Gedanken, die ich auf ihr gedacht, die Menschen, mit denen ich auf ihr gewandert, und jene, denen ich begegnet bin, das Leid und die Freude, die ich auf ihr empfunden — sie alle sind da und weben das Gespinnst, das Leben heißt. So daß mir ist, als blicke ich zurück auf alles, was hinter mir liegt, und sähe vor mir das noch übrige, das weit und ungewiß ins Dunkel läuft.

Auch das gibt der Herbst: erkenntnisreichen Rückblick — stiller-gewordenes Vorwärtsschauen. Ich sehe das Ende meiner weißen Straße nicht. Aber ich weiß: wo immer sie ihren Abschluß findet, wird es unter den Augen Gottes sein, von seiner Allweisheit und Allliebe überstrahlt. Und während das Herz im Frühling von der Schönheit und Sehnsucht des Lebens bedrängt wird und der Sommer es im starken Rhythmus der Fülle schlagen läßt, wird es im Herbst still und weit, in Hingabe und Vertrauen.

O blaue Tage — mild und süß und reif, schwer von Behmut und Kraft der Erkenntnis —, seid gesegnet, daß ihr an uns vorübergeht und uns wieder einmal das Ewige nahebringt, das still und unwandelbar über unserem irren Sein und Treiben steht!

## Der Aeroplandrachen



Eine schöne Bastelarbeit für den Herbst ist ein neues Drachmodell, wie es ähnlich auch für wissenschaftliche Forschungszwecke benutzt wird. Sogar im Kriege bedienten sich die Luftschifferabteilungen der Drachen bei der Fliegerabwehr. Diese Drachen haben große Höhen erreicht, bis 3000 Meter; allerdings waren dann mehrere untereinandergekoppelt, da sie die Aufgabe hatten, ein allmählich sehr schwer werdendes Drahtkabel nachzuziehen.

Unser Modell ist natürlich als Spielzeug gedacht und bedeutend kleiner, aber im Prinzip doch dasselbe. Zum Bau benutzen wir die üblichen Stäbe, und zwar fertigen wir aus acht Stäben, je 1,20 Meter lang, und achtzehn kleinen Stäben, je 42 Zentimeter, zwei Gestelle (Abbildung 2). Es darf nichts genagelt werden, da sonst das Holz plagen würde, wenn der Wind nachher den Drachen rüttelt. Die Verbindungen werden gebunden (2a). Die beiden Seile Abbildung 2 werden dann durch die restlichen kurzen zwölf Stäbe zu dem Gestell Abbildung 3 verbunden, welches noch an einigen Stellen, wie die Abbildung angibt, mit Kreuzverbindungen (Bindfäden) versehen wird. Abbildung 4 zeigt, wie die Schnur gabel angebracht sein muß, etwa 10 Zentimeter vom unteren Rand. Der Drachen wird mit billigem Schirting, Kessel oder Leinen bespannt.

Die Bespannung wird nicht direkt an die Stäbe befestigt, sondern man befestigt neben den Stäben Schnüre (Abbildung 5a). Nur um diese wird der Stoff gelegt, so wie die Abbildung es erklärt. Wer Lust hat, mag sich noch einen Propeller (Abbildung 6) anbringen.

H. W. Tagrey



# Selbstgestrickte Kinderwäsche Ido-Werkstätten, Berlin-Steglitz



Gestrickte Untertaille mit verstärktem Rückenteil, Größe 42

Material: 60 g weiße Mooswolle. Stricknadeln Nr. 2½

Mit doppelfädiger Wolle schlägt man 80 M. auf und strickt 32 Nadeln 2 L., 2 r. im Wechsel. Dann beginnt das Streifenmuster. Die Nadeln auf der r. Seite werden r. gestrickt. Auf der l. Seite werden die ersten 5 M. r., dann 10 L., 10 r. im Wechsel, die letzten 5 M. r. gestrickt. Nach 60 Nadeln beginnt das Armlloch. Man fettet an jeder Seite 10 M. ab. Nach 18 Nadeln teilt man die Arbeit in der Mitte und strickt erst die eine Schulter. An der Innenseite nimmt man auf jeder 2. Nadel 1 M. ab. Dieses 10mal wiederholen. Dann noch 44 Nadeln ohne Abnahme. Die M. auf eine Hilfsnadel nehmen und die 2. Schulter ebenso weit arbeiten. Die beiden Schultern verbindet man mit einer Kette von 20 L., und man strickt nun wieder 1 Nadel über die ganze Breite. Von hier ab strickt man mit 3 fädiger Wolle. Nach 50 Nadeln an jeder Seite zum Armlloch je 5 M. zunehmen. Nach 60 Nadeln beginnt wieder der Rand 2 L., 2 r. im Wechsel. Nach 26 Reihen abketten. Die Seitennähte schließen. Um den Halsausschnitt 1 Tour f. M. Darüber 2 Reihen Bögen, 4 L., 1 f. M. Durch die Bogenreihe zieht man ein gehäkeltes Schnürchen. Die Armlränder mit 2 Bogenreihen behäkeln.

Will man die Untertaille mit Ärmeln arbeiten, dann läßt man das Armlloch fort. Man fettet die 10 M. nicht ab, sondern strickt glatt heraus. Nach Fertigstellung des Vorder- und Rückenteiles legt man diese Teile zusammen. Von der Schultermitte ab nimmt man nach jeder Seite 25 M. (also 50 M. im ganzen) auf die Nadel und strickt den Ärmel im Streifenmuster an. Nach 90 Nadeln strickt man mit feineren Nadeln 18 Reihen 2 L., 2 r. im Wechsel und fettet ab. Dann schließt man Ärmel- und Seitennähte.

## Wickeljäckchen, 1 Jahr

Material: 50 g weiße Mooswolle. Nadeln Nr. 2½

Man strickt die Wolle doppelfädig. Die Teile werden quer gearbeitet, es wird durchweg rechts gearbeitet. Man beginnt am Seitenrand des Rückenteils mit einem Aufschlag von 58 M. Man strickt 100 Nadeln und fettet dann ab. Dann beginnt man das eine Rückenteil am Seitenrand mit 58 Nadeln. Nach 40 Nadeln fettet man zum Rückenschluß die ersten 10 M. ab. Von hier ab werden nun auf jeder 2. Nadel die ersten beiden Maschen zusammengestrickt. Dieses wiederholt sich, bis man nur noch 4 M. auf der Nadel hat, die man abkettet. Das 2. Rückenteil entgegengesetzt arbeiten. Man spannt diese Teile. Dann schließt man die Schulterränder über 6 cm Breite. Die Seitenränder näht man am unteren Rand über 1 cm Breite zusammen. Zum Ärmel nimmt man von der Schulternäht nach jeder Seite je 25 M., also 50 M. auf die Nadel, strickt 66 Nadeln ganz rechts, dann mit feinen Nadeln 18 Reihen 2 L., 2 r. im Wechsel. Zweiten Ärmel ebenso. Dann schließt man die Naht unter dem Ärmel über 8 cm Breite. (Die Öffnung bleibt zum Durchstecken des Wickels.) Ärmelnähte schließen. Das Jäckchen wird nun ringsum behäkelt. In die 1. M. kommt 1 f. M., in die 2. M. kommen 5 Stäbchen, in die 5. M. 1 f. M., in die 7. M. 5 St. usw., immer im Wechsel 1 f. M., 5 St. An die Spitze des r. Wickels kommt eine Efe, auf die Spitze des linken Wickels ein Knopf. An den Rückenschluß 2 Efen und 2 Knöpfe.

## Beinkleid

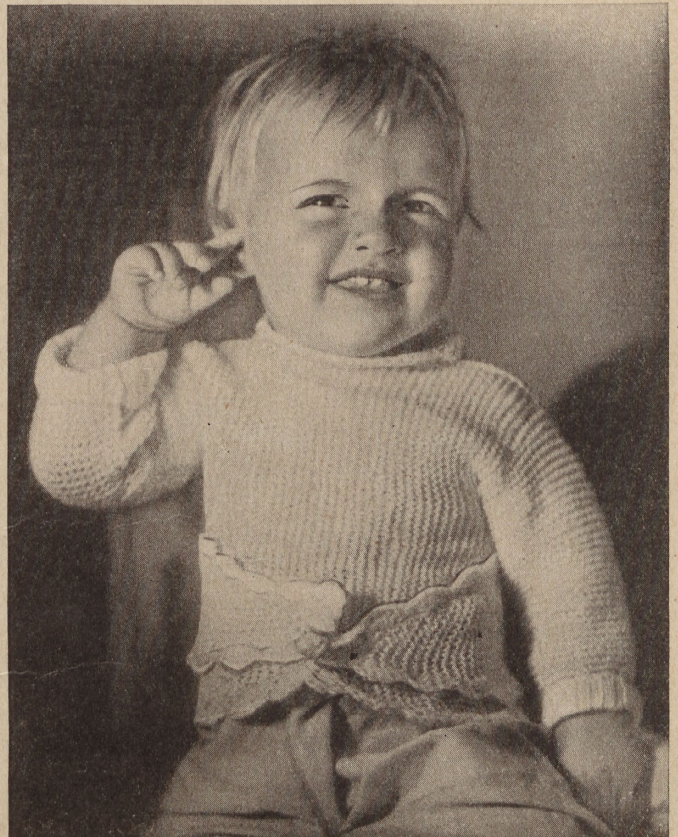
Material: 100 g weiße Mooswolle.

Nadeln Nr. 3½

Die Wolle wird dreifädig verarbeitet. Man arbeitet im Streifenmuster. Die Nadeln auf der r. Seite werden ganz rechts abgestrickt, die Nadeln der linken Seite 10 L., 10 r. im Wechsel. Man beginnt am oberen Rand des Vorderteils mit 90 M. Aufschlag. In der Musterreihe (l. S.) beginnt man mit 5 M. r., dann 10 L., 10 r. im Wechsel, die letzten 5 M. r. Nach 40 Nadeln fettet man an jeder Seite 5 M. ab. (Dieser abgefettete Teil bildet den Untertritt.) Nach 44 Nadeln teilt man die Arbeit in der Mitte, und man strickt jedes Beinteil für sich. Nach 28 Nadeln abketten. Zweites Beinteil ebenso. Das rückwärtige Teil genau so stricken, aber man läßt an jeder Seite die 5 M. zum Untertritt fort. Man beginnt also mit 80 M. Aufschlag und beginnt die 1. Musterreihe mit 10 L., 10 r. im Wechsel. Nach 88 Nadeln zu den Beinteilen die Arbeit in der Mitte teilen, jedes Beinteil mit 28 Nadeln fertig stricken. Diese beiden Teile spannt man gut aus. Dann nimmt man die oberen Randmaschen des Vorderteils auf die Nadeln. Man übergeht dabei jede 10. M., so daß man etwa 82 M. hat. Man strickt 12 Nadeln r. und fettet ab. Am rückwärtigen Teil 72 M. aufnehmen. In der 5. Nadel strickt man an beiden Seiten je ein Knopfloch ein. Nach 12 Nadeln abketten. Man schließt die Seitennähte bis zu dem Untertritt. Diesen näht man von links an das rückwärtige Teil. Man strickt nun über 14 M. Aufschlag den Zwickel. 28 Nadeln r., dann abketten. Diesen Zwickel setzt man zwischen die inneren Beinteile (obere Spitze). Dann schließt man die Beinnähte. Den unteren Rand der Beinteile behäkelt man mit einer Tour f. M., wobei man ein schmales Gummiband mit-einhäkeln kann.

Daselbe Beinkleid kann auch als Schlüpfer verarbeitet werden.

Aufnahmen: Cläre Sonderhoff





## Leibhinde, Kniwärmer, Pulswärmer

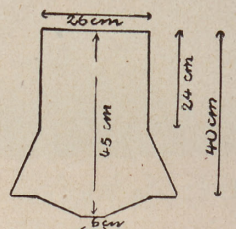
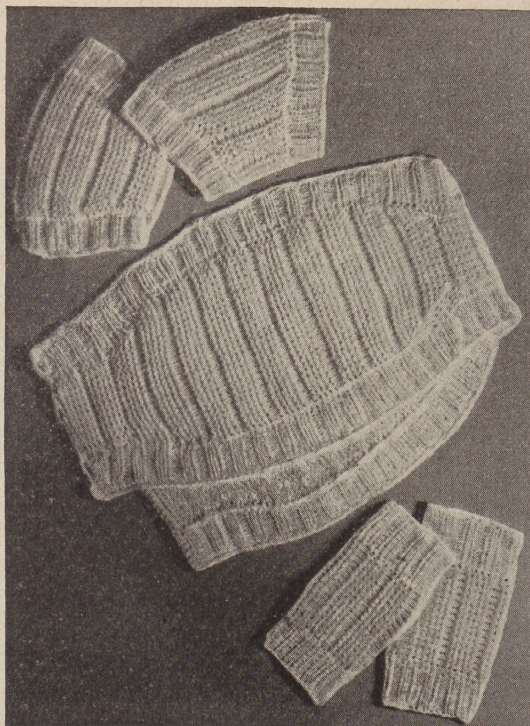
Material: 200 g weiße Mooswolle,  
Stricknadeln Nr. 2½ u. 3½  
Die Wolle wird dreifädig verarbeitet.

**Leibhinde.** Das Innenteil wird mit den stärkeren Nadeln quer gestrickt. Man beginnt mit 14 M. Aufschlag. Es werden immer 10 Nadeln rechts, die 12. Nadel links gestrickt. Diese 12 Nadeln bilden ein Streifenmuster. Über die 14 M. Aufschlag strickt man 2 Streifenmuster (24 Nadeln). Von hier ab am Beginn einer jeden Nadel 1 M. zunehmen. (Man strickt aus einer M. 1 l., 1 r.) Dieses wiederholen, bis man 30 M. auf jeder Nadel hat. Es folgen 6 Muster (72 Nadeln) ohne Zunahme. Dann abnehmen, indem man am Anfang einer jeden Nadel 2 M. zusammenstrickt. Wiederholen, bis man nur noch 14 M. auf der Nadel hat. 3 Muster (18 Nadeln) ohne Abnahme. Wieder wie vorher zunehmen, bis man auf 30 M. kommt, dann 5 Muster (60 Nadeln). Wieder abnehmen bis auf 14 M. Nach 2 Mustern abketten. Mit den feineren

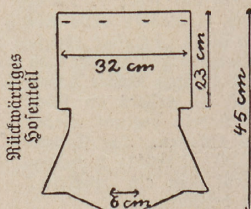
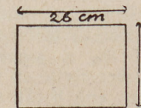
## Wickeljäckchen mit ange- stricktem Umlegekragen — für 6 Jahre

Material: 100 g weiße Mooswolle,  
Nadeln Nr. 3½

Die Wolle wird dreifädig verarbeitet. Man strickt zuerst das Rückenteil. Es wird quer gestrickt, von links nach rechts. Man beginnt am Seitenrand mit 60 M. Aufschlag. Man strickt 11 Nadeln r., die 12. immer links. Diese 12 Nadeln bilden ein Streifenmuster. Nach 3 Streifen (36 M.) fettet man zum Halsanschnitt die ersten 4 M. ab. Dann 3 Streifenmuster, in der nächsten Nadel 4 M. wieder aufnehmen, dann 3 Muster (36 M.) und abketten. Das Vorderstück beginnt ebenfalls am dem Seitenrand mit 60 M. Aufschlag. Nach 3 Streifenmustern 4 M. zum Ausschnitt abketten, dann 2 Streifenmuster. Am Halsrand die ersten 10 M. abketten, und nun von hier zu Beginn jeder 2. Nadel (Halsseite) 1 M. abnehmen, bis man im ganzen 9 Streifenmuster hat. Von hier ab nimmt man an der unteren Seite auf jeder 2. Nadel 1 M. ab und strickt die obere Seite glatt weiter. Wenn man nur noch 8 M. auf der Nadel hat, fettet man ab. Das 2. Vorderstück entgegengesetzt ebenso stricken. Diese 3 Teile gut ausspannen. Dann schließt man die Schulternähte. Am unteren Rand schließt man die Seitenränder, aber nur 1 cm hoch, dann bleiben 11 cm zum Schlitz offen, dann 10 cm weit zusammennähen, die oberen, nun offenen Ränder bilden das Armloch. Man behäkelt nun das Jäckchen mit 1 Pikotreihe, die Vorderränder und den unteren Rand. Die Ärmelbänder ebenso behäkeln. Dann nimmt man die Maschen des Halsanschnitts (60 M.) auf die Nadel, schlägt hierzu an das rechte Vorderstück noch einmal 60 M. zu, um den doppelten Halswickel zu arbeiten. Man strickt nun über 120 M. ganz rechts. Gleich in der ersten Reihe strickt man am Schluß des rechten Vorderstücks ein kleines Knopfloch mit ein. Nach 15 Nadeln genau darüber noch 1 Knopfloch einstricken. Nach der 16. Nadel fettet man die 60 Kragenmaschen ab, die man vorher am Halsanschnitt aufnahm. Über die angestrickten 60 M. arbeitet man noch 16 Nadeln und fettet ab. Diesen doppelten Teil klappt man nach rechts um. Auf die linke Kragenseite setzt man 2 Knöpfe, passend zu den vorher eingestrickten Knopflöchern. An den Rand des doppelten Kragens kommen 2 Efen, die ebenfalls auf diese Knöpfe geknüpft werden. An die Spitzen des unteren Wickels kommen links 1 Efe, r. 1 Knopf.



Vorderstück der Hemdhose  
Rückwärtiges Leibhüftenteil



## Gestricktes Hemdhöschchen — für 5 bis 6 Jahre

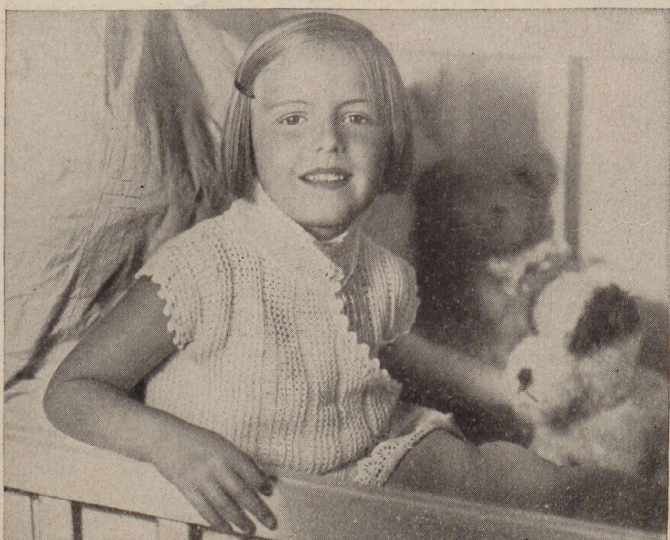
Material: 130 g weiße Babywolle, 4 Perlmuttknöpfe

Man arbeitet Vorder- und Rückenteil getrennt. Zu dem oberen Rand des Vorderstücks schlägt man mit Nadeln Nr. 1½ 60 M. auf, strickt darüber 4 Reihen r. Dann 6 R. Karomuster 4 r., 2 l. im Wechsel, r. auf r., l. auf l. Dann 6 R., in denen sich das Karo verschiebt, 2 l. kommen in die Mitte des r. Karos, über die letzte r. M., die beiden l. M. und die 1 r. M. des Karos kommen die 4 r. M. 2 Reihen r. Von hier ab das Perlmuster, 1 l., 1 r. im Wechsel. In den folgenden Reihen stets die M. versetzen, auf l. kommt r., auf r. kommt l. Man arbeitet in dieser Weise 80 R. Dann beginnt die Zunahme an den Beinteilen. Man nimmt am Anfang und Ende der Nadel je 1 M. zu. Dieses wiederholt man in jeder 4. Reihe. Nach 50 Reihen hat man dann 84 M. auf der Nadel. Es beginnt die Abnahme zum unteren Rand. Man nimmt an jeder Seite die ersten 15 M. mit einmal ab (abketten). Dann in jeder R. zu Anfang und Ende einer jeden Nadel 2 M., bis man nur noch 18 M. auf der Nadel hat. Hierüber noch 10 Nadeln ohne Abnahme, dann abketten. Das Rückenteil am oberen Rand genau wie das Vorderstück beginnen. Man strickt aber in dem Perlmuster nur 50 R., dann 5 R. ganz r., abketten. — Den oberen Rand des Rückenteils mit 70 M. Aufschlag beginnen, 3 R. r., in die 4. R. 4 Knopflöcher einarbeiten, dann glatt weiter im Perlmuster arbeiten. Nach 26 R. fettet man die ersten 5 M. an jeder Seite (übertritt) ab und arbeitet das Teil genau so wie das Vorderstück zu Ende. Man schließt die Seitenränder des Leibchens und der Beinteile, diese vom unteren Rand bis zum Übertritt. An den rückwärtigen unteren Rand des Leibchens setzt man 4 Knöpfe. Die unteren Randmaschen der Beinteile nimmt man auf 1 Nadel und strickt 2 R. r., dann 12 R. Karomuster (wie oben) 2 R. r., abketten. Untere Beinteile schließen Träger: 60 M. aufschlagen, 2 R. r., 4 M. Perlmuster, 2 R. r., abketten.

Nadeln nimmt man nun die M. der einen langen Seite auf (156 M.) und strickt 12 Nadeln 2 l., 2 r. im Wechsel (l. auf l., r. auf r.). Abketten. Dann die 2. lange Seite ebenso stricken. An die eine schmale Seite arbeitet man 3 Efen an und setzt dementsprechend auf die andere Seite 3 Knöpfe.

**Kniwärmer.** Man beginnt mit 12 M. Aufschlag, strickt 2 Muster (12 Nadeln). Dann am Anfang einer jeden Nadel 1 M. zunehmen, bis man 25 M. auf der Nadel hat. Es folgen 3 Streifenmuster (36 Nadeln), und dann am Anfang einer jeden Nadel 1 M. abnehmen, bis man wieder 12 M. auf der Nadel hat. Nach 2 Mustern abketten. Mit den feineren Nadeln die M. der einen Längsseite aufnehmen (54 M.), 10 R. 2 l., 2 r., im Wechsel stricken, abketten. 2. Seite ebenso anstricken. Dann die beiden Schmalseiten von l. zusammennähen.

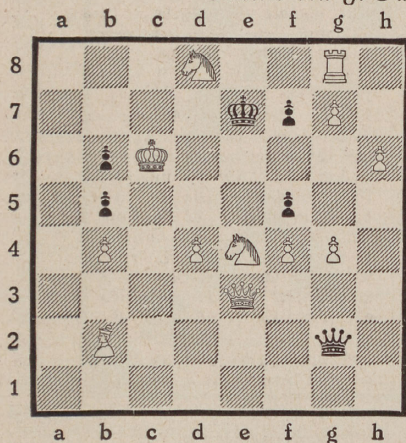
**Pulswärmer.** über 18 M. Aufschlag arbeitet man 6 Streifenmuster (72 Nadeln). Dann die beiden Querseiten anstricken mit 14 Reihen 2 l., 2 r., im Wechsel. Die Seitennähte von links schließen.





# Das königliche Spiel

Nachdruck verboten  
Geleitet von F. Sämisch



Nr. 447. Aufgabe Nr. 184

L. Salamanca  
(„Good Comp.“).

Weiß: Ke6, De3, Tg8,  
Lb2, Sd8, Se4, Bb4, d4,  
f4, g4, g7, h6 (12).

Schwarz: Ke7, Dg2,  
Bb5, b6, f5, f7 (6).

Matt in drei Zügen.

Lösung folgt  
in der  
nächsten Nummer

## Am Spieltisch

Skatenaufgabe Nr. 69

C hat das Spiel bei 23 bekommen und spielt Pik aus der Hand.  
B hat folgende Karten: Kreuz und Herz Buben, Pik: 10, 9,  
Herz: König, Dame, Karo: 10, König, Dame, 8.  
A spielt Kreuz 9 aus.  
Aufgabe: Welche Karte gibt B?

Lösung der Skatenaufgabe Nr. 68

A spielt Schieberamisch. Er kann den Ramsch nicht verlieren, selbst  
wenn er Kreuz und Pik Buben findet. Es wäre sehr leichtsinnig, falls A  
18 sagen und ein Spiel versuchen würde, da er nur bei sehr guter Ziti-  
dung ein Spiel gewinnen kann. Er muß deshalb den für ihn gefahr-  
losen Schieberamisch spielen.

## Patience 39

„Meteor“ (1 Spiel zu 52)

Aufgabe: Schichten von je 12 Karten mit Farbenzwang steigend auf  
die Aste.

Ausführung: Vom Block legt man mit größerem Zwischenraum  
2 senkrechte Reihen je 5 offener Karten aus; sie sind frei. Sodann  
zählt man ein verdecktes Päckchen zu 7 Karten ab, wendet dieses und legt  
es zwischen die Reihen aus; seine jeweils oberste Karte ist frei. Freie  
Aste legt man unterhalb des Rahmens in Querreihe aus; passende freie  
Karten schiebt man auf sie. Die rechte Kartenreihe ist für rote, die  
linke für schwarze Karten bestimmt. In der rechten liegende schwarze  
und in der linken liegende rote Karten darf man nur entfernen durch  
Schichten auf Grundkarten oder durch Schichten fallend mit Farben-  
zwang auf andere freie Hilfskarten; Könige jedoch darf man ohne  
weiteres auf die richtige Seite umlegen. Nichts darf man aber nur auf  
rote, links nur auf schwarze Karten schieben. Freiplätze darf man —  
man muß es nicht; man darf sie auch vorübergehend aufsparen —  
vom Mittelpäckchen, Block oder Haufen rechts nur mit roten, links nur  
mit schwarzen Karten belegen, auf diese auch wieder schieben. Die  
oberste Karte einer solchen Schicht auf einen Freiplatz zu legen ist  
aber nicht erlaubt! Nun wendet man Karten vom Block; nicht ver-  
wendbare kommen in einen Haufen. Man darf den Block nur einmal  
auslegen. 27736

## Köffelsprung

rings	steigt	des	aufs	le	sten	der	wald	sie	und
der	hand	um	auf	dämm	herz	daß	wiegt	tau	in
die	stilt	rung	in	ä	stil	den	mir	kaum	die
die	tag	nacht	nun	trinkt	mild	von	wil	schlaf	den
sen	we	froh	le	es	zu	gril	mut	schla	bar
ver	ge	wird	im	im	ter	den	aft	le	und
sten	lo	und	und	at	ru	komm	die	hör	ge
finft	sie	he	nacht	gras	met	dem	traum		27652

## Querelastisch muss er sein

Das war unser Ziel für den Hansaplast-Schnellverband. Jetzt ist es erreicht! Denn  
der abgeschnittene Streifen muß seitwärts dehnbar sein, wenn die Elastizität des  
Verbandes sich auswirken und ihren Zweck erfüllen soll.

Sie alle sollten „Hansaplast elastisch“ stets zur Hand haben, in Ihrer Hausapotheke,  
auf Fahrten und Wanderungen, bei Sport und Spiel und in Ihrem Beruf. Denn  
kleine Verletzungen gibts immer einmal, und dann kommt es darauf an, die  
Wunde schnell und hygienisch zu schließen und außerdem so, daß Ihre Bewe-  
gungsfreiheit nicht gehemmt wird. Das wird erreicht durch die Querelastizität,  
und die finden Sie bei keinem anderen Schnellverband; Sie finden sie nur bei

## Hansaplast elastisch SCHNELLVERBAND



Zu haben in Apotheken, Drogerien und  
Bandagengeschäften schon von 15 Pfg. an.

## Mitten im Tageslärm fin- den Sie die ersehnte Stille und Geborgenheit der Seele durch die Bücher von Bô Yin Râ.

Einführungsschriften und Verzeichnis vermittelt  
kostenlos jeder gute Buchhändler. Sonst wenden  
Sie sich direkt an uns. Kober'sche Verlagsbuch-  
handlung (gegr. 1816) Basel-Leipzig.

**Togal-Tabletten**  
haben sich hervorragend be-  
währt bei  
**Rheuma / Gicht  
Nerven-Schmerzen**  
Ischias, Hexenschuß und Er-  
kältungskrankheiten. Löst die  
Harnsäure und ist stark bakte-  
rientötend. Über 6000 Ärzte-  
gutachten! Vollkommen un-  
schädlich! Frag. Sie Ihr. Arzt.  
Ein Versuch überzeugt! In all.  
Apoth. Ermäßigt. Preis M. 1.25.  
Togal! 12,6Li., 0,46Chin., 74,3Ac.ac.sal.

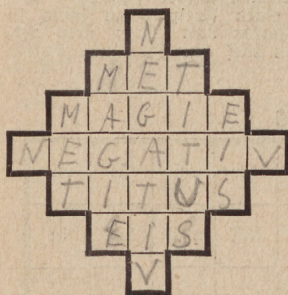


## Silbenrätsel

a — ab — ber — bo — che — cou — de — de — do — e  
 — e — frie — ge — he — heu — in — ket — lei — mann —  
 nar — ne — ni — plet — ra — rah — ral — se — sinth  
 — spek — stand — te — ti — tor — tri — u — umph —  
 un — zis

Aus vorstehenden 38 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Schiller ergeben.

Bedeutung der einzelnen Wörter: 1. Schnaps, 2. Muse, 3. kurzes witziges Lied, 4. Verstellung, 5. jüdische Richterin und Prophetin, 6. Aufseher, 7. Hofsitte, 8. Siegesjubiläum, 9. Zwietracht, 10. militärischer Dienstgrad, 11. Lebensgemeinschaft, 12. Frühlingsblume, 13. Sundaerasse. 27674



## Magischer Diamant

a a, e e e e, g g, i i i, m m,  
 n n, s s, t t t, u, v v

Die Buchstaben ergeben, richtig eingesetzt, waagerecht und senkrecht die gleichen Wörter folgender Bedeutung:

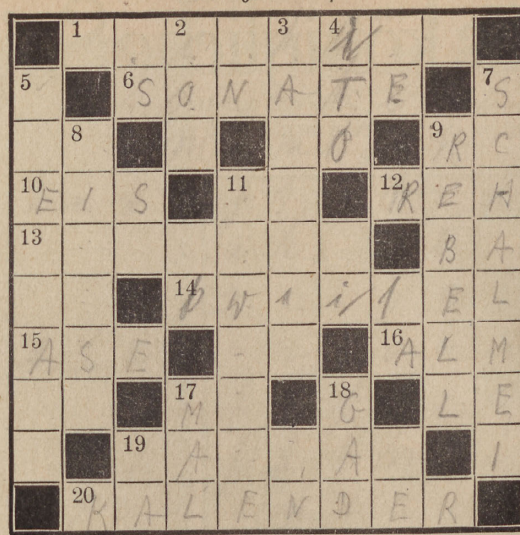
1. Mitlaut, 2. altgermanisches Getränk, 3. Zauberkunst, 4. Kehrbild, 5. römischer Kaiser, 6. Aggregatzustand des Wassers, 7. Mitlaut. 27486

## So geht's

Dem Rätselwort Mann geht es meistens sehr gut,  
 Es fragt ihn kein Mensch, was er läßt oder tut;  
 Doch ist er bei alledem immer allein;  
 Drum wird er gar bald, um das Blättchen zu wenden,  
 Den Rätselwort Zustand (mit i drin) beenden,  
 Und, wie das so Usus, ein Mägdlein frei'n.

Jedoch in der Regel, da dauert's nicht lang,  
 Da spürt nach der Freiheit er wieder den Drang,  
 Wär' gern ohne Füße das Rätselwort noch;  
 Die Rätselwort Männer beneidet er täglich,  
 Die Rätselwort Ketten (mit i) drücken kläglich,  
 Doch hilft's nicht; er wählte ja selbst sich das Joch. 26884

## Kreuzworträtsel



Bedeutung der einzelnen Wörter. a) von links nach rechts: 1 Parasit, 6 Tonstück, 10 Süßspeise, 12 Wild, 13 Spalt, 14 Kinderspielzeug, 15 nordische Gottheit, 16 Bergweide, 19 mantelförmiger Überrock, 20 Jahrbuch;

b) von oben nach unten: 2 Ur-Teilchen, 3 Nagetier, 4 japanischer Staatsmann, 5 deutsches Gebirge, 7 Hirtenpeife, 8 Bismittel, 9 Anführer, 11 afrikanischer Wiederfänger, 17 Abzeichen, 18 Sohn Jakobs.

## Auflösungen aus Nr. 36

Kreuzworträtsel: a) 1 Auer, 3 Trube, 7 Akt, 8 Kaiser, 9 Krug, 10 Aale, 13 Tor, 14 Tanne, 17 Meran, 19 Tip, 22 Diele, 24 Gel, 26 Ringen, 27 Jun, 28 Alfen, 29 Bode; — b) 1 Karat, 2 Ujedom, 3 Tau, 4 Regen, 5 Gel, 6 Erda, 8 Areta, 11 Gref, 12 Ente, 15 Anden, 16 Eiland, 18 Riege, 20 Peine, 21 Reba, 23 Nil, 25 Sen. Zu später Anfang (Zitatergänzung): Laßt, Vater, genug sein das grausame Spiel. (Schiller, Der Zauber). Karreerrätsel: Wohlauf, die Lust geht frisch und rein, Wer lange sitzt, muß reiten. — 1. Stettin, 2. Kametta, 3. Litauen, 4. Romulus, 5. Turnier, 6. Buchsie, 7. Gewinde, 8. Weplar, 9. Schwadon, 10. Falsch, 11. Nehrung. Silbenrätsel: Klage nicht, weil andre klagen. — 1. Karussell, 2. Lobelia, 3. Allerheiligen, 4. Gndrunlied, 5. Eisbär, 6. Karose, 7. Naaf, 8. Choral, 9. Taramella, 10. Weissprung, 11. Ebersehe, 12. Invasiön. Rätselwort: Herbsthauch. Es ist ein Herbsthauch über die Flur gegangen, Da sind verstimmt im Strauch Die Vögelin, die getrun noch sangen. Es ist ein Herbsthauch Von deinen Lippen gedrungen, In meinem Herzen sind auch Die Lieder all verflungen. (Gustav Eberlein.)



# Chlorodont

Allein in Deutschland benutzen über 6 Millionen Menschen täglich die herrlich erfrischende

## Chlorodont - Zahnpaste

In dieser allgemeinen Verbreitung und in der langjährigen Bewährung liegt ein starker Beweis für ihre Beliebtheit und ihre vorzügliche Reinigungskraft. Zahlreiche unaufgeforderte Zuschriften bestätigen uns immer wieder, daß

## Schöne weiße Zähne durch Chlorodont

ein Begriff geworden ist und die Chlorodont-Mund- und Zahnpflege in allen Bevölkerungskreisen dauernde Anhänger gefunden hat.

### Zahnpaste

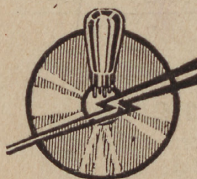
Tube 50 Pf, große Tube 80 Pf.

### Mundwasser

hochkonzentriert

### Zahnbürsten

Bürste 90 Pf, Kinderbürste 54 Pf.



# Elektro-Radio-Phono-Praxis

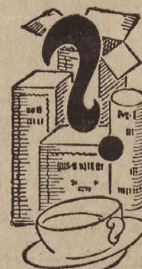
Fachzeitschrift für die technische u. geschäftliche Praxis von Elektro-Radio-Phono-Installation u. Handel

## Das Blatt mit Kurzberichten für den vielbeschäftigten Fachmann

erscheint 14tägig Sonnabends / Bezugspreis vierteljährlich RM 3.— einschließlich 36 Pf. Postgebühr, hierzu 14 Pf. Bestellgeld, Ausland RM 4.50 (unter Kreuzband).

Verkehrs-Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 68

## Das Geheimnis der Schlankheit!



Immer wieder kommen neue Schlankheitsmittel. Und was ist darin? Von außen sieht man es nicht u. allzuviel probieren kann leicht schaden. Dr. Ernst Richters Frühlingskräutertee ist bekannt: keine Chemikalien, 10 natürl. Kräuter, seit Jahrhunderten bewährt. Das tut dem Magen wohl, räumt das überflüssige Fett weg u. macht schlank u. jugendfrisch. Kein Rätselraten, sondern Beweise, tausende Gutachten v. Ärzten u. Verbrauchern. Pack. M.1.80, Kurp. M. 9.—, extrastark: M. 2.25 u. 11.25. In all. Apoth. u. Drogerien. Darum immer wieder

Dr. ERNST RICHTER'S  
 FRÜHLINGSKRÄUTERTEE  
 „Hermes“ Fabrik pharmazeut. Präparate  
 München 91 Gullstraße 7



## Neue Bücher

**Neunundsechzig Jahre am Preussischen Hofe.** Aus den Tagebüchern und Aufzeichnungen der Oberhofmeisterin Sophie Wilhelmine Gräfin von Boß 7. Im Kommissionsverlag von Richard Schröder (vormals Ed. Böhrings Erben), Berlin W 62. — Die Gräfin Boß hat den Aufstieg, den Zusammenbruch und die Wiedererhebung der preussischen Monarchie am Hofe von vier Königen, von Friedrich Wilhelm I bis Friedrich Wilhelm III., miterlebt. In knappen, höchst interessanten Aufzeichnungen, die wertvolle, lebendige Zeitbilder geben und den seltenen Charakter dieser schönen und klugen, seelenvollen und jovialen, in ihrer Standhaftigkeit bewunderungswürdigen Frau aufs anziehendste offenbaren, hat sie die Vorgänge am Hohenzollernhofe festgehalten. Sie war die Jugendgeliebte des Prinzen August Wilhelm, des unglücklichen Bruders Friedrichs des Großen. Den Gipfel ihres ereignisreichen Lebens bilden die sieben Jahre, in denen sie die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin und Königin Luise war. Als bewährte Vertraute im Unglück begleitet sie ihre erhabene, engelgleiche Königin auf der Flucht nach Memel, bei der berühmten Begegnung mit Napoleon in Tilsit und an den Zarenhof nach Petersburg. Sie ist die Augenzeugin ihres Todes in Hohen-Zieritz. Ihre Aufzeichnungen, in dieser verdienstvollen neuen Ausgabe geschmackvoll geordnet, sachlich berichtet, aus zeitgenössischen Quellen ergänzt und mit acht Bildtafeln geschmückt, sind eine ergiebige Fundgrube für den Geschichtsfreund und ein spannender, tiefergreifender Lebensroman.

**Die Praxis des modernen Kupferstiches.** Von Alois Rosch-Görlich. A. Hartlebens Verlag, Wien und Leipzig. — Das kleine, verdienstvolle Werkchen ist naturgemäß vor allem für die Werkstatt und den Fachmann bestimmt. Es wirkt mit großer Begeisterung für eine Neubeflügelung des alten, deutschen Kupferstiches, deren unerbittlich klarer und bestimmter Strich dem sachlichen Zuge der modernen Kunst besonders entgegenkommt. Vor allem wertvoll die Außerungen eines Duzends maßgebender deutscher Stecher, die hier, auf eine Umfrage des Verfassers hin, einen Einblick in ihre Werkstattgeheimnisse geben.

**Sch komme gern!** Roman von Paul von Hahn. Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München. — Die Hauptattraktion des Romanes, dessen Schauplatz zwischen London und Afrika wechselt, bildet eine verwickelte Spionagegeschichte, die sogenannte Nil-dammaffäre. Im Mittelpunkt eine junge, hübsche Engländerin, umworben von drei Männern. Gutes Tempo, eine raffinierte Spannungstechnik und interessante Einzelheiten aus dem Sudan machen das anspruchslose Buch lesenswert.



**bauhaus 33**

bauhaustapeten ragen hervor durch geschmack, qualität und preiswürdigkeit. moderne ruhige musterung, i. g.-farben, 90 gramm schweres papier, preise von 0.63 bis 1.02 rm. nur echt mit dem wort „bauhaus“ am rand jeder rolle. lassen sie sich von ihrer tapetenhandlung die neue bauhauskarte vorlegen. hersteller: rasch & co., bramsche.

**Herbin-Stodin**

DIMETHAC. PHENYL.  
PHENAC. LITHIUM.

**20 Tabl. 1.05**  
**10 Tabl. 0.60**

unübertroffen bei starken  
**Kopfschmerzen**

Rheuma-, Muskel- u. Nervenschmerzen. Ganz unschädlich. Verlangen Sie daher in der Apotheke nur Herbin-Stodin. Sie werden angenehm überrascht sein.

**H. O. ALBERT WEBER, MAGDEBURG**

**TITAN**

Nähmaschinenfabrik  
Gustav Winselmann  
G. m. b. H.  
Altenburg - Thüringen

Druckschrift Nr. 3 kostenlos

*Bei chron. Verstopfung  
und Fettleibigkeit*

*wirken seit 50 Jahren  
glänzend Boxbergers*

*Kissinger Pillen und  
Entfettungs-Tabletten*

Was Du im Sommer  
eingemacht, brauchst  
Du im Winter nicht  
zu kaufen!

Glasklares  
**Eirmach-Cellophan**  
Der praktischste Geleeverschluss.

Überall erhältlich

**Ihr  
schönes  
Fall-**

**obst geht verloren**

wenn Sie es nicht sofort verarbeiten. Marmeladebereitung erfordert zuviel Arbeit und Zucker. Mit der Mostmax Patent-Kelter aber kann jede Menge bequem versaftet werden ohne Zuckerzusatz. Verlangen Sie kostenlos Süßmostrezepte von

**Hans Kaltenbach,**  
Mostmax Fabrik, Lörrach/Baden



**„Lebewohl“...**  
und dann sehen wir uns wieder!

Sie meint natürlich das berühmte „LEBEWOHL“, mit welchem der Kavalier erst seine gräßlichen Hühneraugen beseitigen soll und welches in allen Apotheken und Drogerien zu haben ist. Blechdose (8 Pilaster) 68 Pig.

**AMOL** alt bewährt

bei Rheuma, Ischias, Kopf-,  
Nerven- u. Erkältungsschmer-  
zen, Ermüdung u. Strapazen.  
In Apotheken und Drogerien.

1 Mel., 5 Wink., 1 Kell., 6 Bitt., 5 Bitt.-u.  
Tab.-Del, 18, 14 Mentyl, 400 Waff., 600 Spirit.



# Der Zauber herbstlicher Früchte.

Von Dr. Anton Mayer.

Immer aufs neue spenden die Jahreszeiten ihren segensreichen Beitrag zur Tafel: der Herbst aber ist die freigebigste unter ihnen, wenn wir den sich neigenden Sommer am Ende des Augusts und während der ersten Hälfte des Septembers in den weiteren Begriff einbeziehen dürfen: jene Tage, die noch voller Wärme sind, aber in den still schwebenden Gärten des Altweibersommers und den abendlich steigenden Nebeln doch ein sanftes Milde werden der treibenden Kräfte verraten.

Es mag sonderbar klingen: aber mir scheinen die Kinder dieser Jahreszeit, die Spätlinge unter den Früchten, von einer gewissen Weisheit und Reife, die den sommerlichen nicht innewohnt. Gewiß müssen wir diesen die größere Leidenschaftlichkeit, wie ich sagen möchte, zubilligen, wie sie etwa die in Sonnenglut kochende Erdbeere, der vom Saft überschäumende Pfirsich, die unendliche Geschmacksverschiedenheit der prallen Kirsche zeigt — ein genauer Beweis für eine solche vielleicht allzu kühne Behauptung ist freilich gewiß nicht zu führen; aber ich glaube, alle, die mit künstlerischer Phantasie und wahrheitsuchenden Fingerspitzen begabt sind, werden verstehen, was ich meine. Die Früchte des Herbstes zeigen eine Abgeklärtheit, die dem durchsichtigen Licht ihrer Reifezeit entspricht; sie führen uns gleichsam in den nie versiegenden Reichtum ein, indem sie gerade in der Zeit des Welkens die wundervolle Mannigfaltigkeit der großen schaffenden Mutter noch einmal auf das eindringlichste betonen. Sie sind einfacher als die üppigen Erzeugnisse des Sommers; manche von ihnen verstecken ihre Schönheit unter sehr unscheinbarem Äußeren, wie die Brombeere, eine der köstlichsten Wald- oder Gedenfrüchte. Aber die unabsehbare Menge der Weintrauben läßt eine unendliche Fülle ganz verschiedener Stimmungen erkennen, je nach der Landschaft, welche die Reben hervorbrachte: Allerdings offenbart sich ihre größte Zauberkraft erst später, wenn sie gekeltert sind — aber doch sind die Tage des Herbstes, die letzten, die sie am Rebstock sehen, nach dem Maß der Sonnenfülle bestimmend für ihre Güte. Gerade in ihnen zeigt sich, wie die während des

Sommers aufgespeicherte Kraft in der Reifezeit abgeklärt, ja verklärt wird, so daß die wilde Erde selbst vergeistigt in ihnen eine Auferstehung feiert: „Das kochten uns Erdfeuergeister mit Äther und Sonne im Bund“, singt Victor von Scheffel im „Gauideamus“ von dem im Herbst des Jahres 1869 gereiften Wein der Rheinpfalz.

Dichter haben die Magie des Weines erkannt und darüber den Zauber der anderen Früchte vernachlässigt. Nehmen wir vor allem die Birne: Ihre Fülle der verschiedenen Geschmacksarten ist verblüffend — von der zart zerschmelzenden Feinheit der Beurre blanc über die Herbe der Kaiserkrone bis zur erfrischend harten Säure der gewöhnlichen grünen Holzbirne (die man nicht verächtlich über die Äpfel oder den Stengel ansehen sollte; sie hat auf Wanderungen, ferner als Zutat zum „Fruchtsalat“ — der keiner ist, da ein Salat ohne Essig und Öl undenkbar bleibt — ihre großen Verdienste) finden sich alle Feinheiten, die unser Gaumen würdigen kann. Nicht anders ist es beim Apfel: Von der Königin, der Kalville mit dem schwebenden Aroma, über die frischländlichen Reinetten oder Parmänen zum sogenannten Kochapfel — wo ist eine Lücke in der Leiter aller dieser Gaumentöne?

Dann aber: die Nuß, deren Wesen die Heimlichkeit, deren Aroma der Süden, deren Geschmack frische Nebelfeuchte unter Bäumen bedeutet: gibt es eine andere Frucht, die uns beim Essen mit so ruhiger Nachdenklichkeit erfüllt? Das Öffnen der Schalen, das Lösen des duftenden Kernes, das Schalen des weißen Körpers beschäftigt Hände und Sinne und verfenkt uns dabei in ein sonderbares Träumen, das uns in vergangene Zeiten zurückblicken läßt, wie wir vom Herbst aus den Sommer überschauen. Das Ende der Fruchtzeit sammelt noch einmal den Reichtum der entglittenen Stunden des heißen Lichts und läßt ihn im zauberhaften Dämmern der sich verhellenden Tage verklingen.

Aber trotz allem Zauber der Nußpoesie möchte ich doch daran erinnern, daß es den Geschmack der lieblichen Kerne erhöht, wenn sie, sorgfältig geschält, in Salzwasser getan werden und ein paar Stunden darin bleiben. Allerdings verkürzt dies Verfahren den Genuß des Essens — der vielleicht gerade hier als der wichtigste zu betrachten ist.



## Zum sparsamen Wirtschaften

gehören die bewährten

## MAGGI-Erzeugnisse

Sie vereinigen Qualität und Preiswürdigkeit

MAGGI's Würze  
gibt Suppen, Soßen, Gemüsen  
kräftigen Wohlgeschmack

MAGGI's Suppen  
zur Bereitung nahrhafter u. wohl-  
schmeckender Suppen - 30 Sorten

MAGGI's Fleischbrühe  
zum Kochen von Gemüse wie  
zur Bereitung v. Suppen u. Soßen

Sammeln Sie  
**MAGGI-**  
Gutscheine  
- es lohnt sich!



## Heilanstalten

von Mitgliedern des Verbandes Deutscher ärztlicher Heilanstaltbesitzer und Leiter.  
Geschäftsstelle des Verbandes: Hedemünden a. d. Werra. — Prospekte durch die einzelnen Anstalten  
und durch Scherls Reisebüro, Berlin SW 19, Krausenstraße 38/39



**Augenheilanstalt**  
**Dr. Gutsch, Berlin-Pankow**  
Fernruf D 8 Pankow 3324  
Gr. Park / Fl. Wass. in all. Zim.  
Tagespr. Mk. 6,50 an / Prospekt

**Waldsanatorium „Schwarzeck“**  
**in Bad Blankenburg - Thüringerwald**  
für innere und nervöse Erkrankungen  
Besondere Abteilung für Rohkost und veget. Diät

**SANATORIUM**  
**HOHENWALDAU**  
DEGERLOCH STUTTGART • Physikalisch • diätetisch • homöopathisch • Heilverfahren  
• Arzt • Leiter: Dr. med. KATZ •

### Dr. Lahmann's Sanatorium



„Weißer Hirsch“-Dresden  
Physikalisch-diätetische  
Heilanstalt auf streng  
klinischer Grundlage.  
Prosp. kostenlos. (Neuer Golfpl.)

### Solbad Kösen

**Haus Hertha**

Kindererholungsh. Dr. Klemm, Kinderarzt

**Bad Mergentheim** Dr. Bofingers Diätkuranstalt  
am Frauenberg für Magen-,  
Darm- u. Stoffwechselkranke, besonders Zuckerkranken.  
Alle Bequemlichkeit

**Kuranstalt Parkhof i. Rinteln a. d. W.** (best. s. 1895)  
Für Nerv- u. Gemütskranke.  
Entziehungs- u. Malaria kuren. 2 Aerzte, Maß. Preise.  
(Pauschalkur: 200 RM p.M.) Prosp. a. Anfr. Tel. Rint. 54.

**Kurhaus Adler Todtmoos** (Schwarzw. 850 m) ärztl. gel.,  
Jahresbetr. f. l. Lungenkr., Zimm., fl. Wass., Liegebalk., Park.

**Kurheim Bad Tölz** Dr. med. Model  
Dr. jur. Wiethaus  
Arterienverkalkg., Bluthochdruck, wissenschaftl. Diätkur.  
• Billige Vollpauschalkuren i. Sommer u. Winter •

## Hofrat Friedrich von Hessing'sche Orthopädische Heilanstalt

Georg Hessing, Generaldirektor,  
Dr. med. Gg. Hessing, Facharzt für Chirurgie.

37/VIII



## Augsburg-Göggingen.

Fernsprecher Nr. 33220 und 33244.

Drahtnachricht: Hessing Göggingenbayern.

Behandlung sämtlicher Deformitäten des Knochensystems  
und Bewegungsapparates mittels unserer an Vollkommenheit  
von keiner Seite erreichten Schienenhülsen- und Korsett-Therapie  
Prospekt D.